

unimut

ZEITSCHRIFT

an

DER UNI HEIDELBERG



Abriss des Gebäudes INF 130, aufgenommen am 13. Juni 2012 (keine Photomontage!)

GEIST STELLT ASYLANTRAG.

Wir sind mal wieder exzellent: behauptet man wenigstens. Aber das Hochgestapelte wackelt, die Fassade des lebendigen Geistes bröckelt. Hinter ihr ist der Abriss in vollem Gange (Seiten 2 und 3). Geht das Spiel mit Wörtern dennoch weiter (Seiten 4 und 5)? Manchmal ist es gut, sich vom allgemeinen Geschwätz zurückzuziehen (Seite 6 und 7), um desto klarer mitreden (Seite 7) und erkennen zu können, was hinter der rhetorischen Fassade steckt: an der Uni (Seiten 8 und 9), bei den Burschis (Seiten

10 und 11), oder welche Vorurteile sie zementiert (Seiten 12 und 13). Es gilt, seine Stimme zu erheben, gegen Unterdrückung (Seiten 14 und 15), gesetzgeberische Machtphantasien (Seite 16) und versteckte Stereotype (Seite 17). Über einen Ort, wo Vorurteile abgetragen werden, berichten die Seiten 18 und 19.

Am anderen Ende dieser Ausgabe findet Ihr acht Seiten zu den neuesten Studierendenprotesten und ihrer langen Tradition in der Tschechischen Republik, sowie über die Wirksamkeit einer gemeinsamen und lautstarken Aktion zur Wiederbesetzung des Hauses der Freiheit und Unabhängigkeit, der Universität als Ort des Wissens und der Bildung. Wenigstens hier etwas Aufbauendes.

die redaktion

Geschafft!

Die Exzellenzinitiative ist vorbei!

Ein Erlebnisbericht des finalen Happenings am 15. Juni

Irgendwie können *wir* jetzt alle froh sein: *Wir* haben es geschafft! Genauso wie *wir* als Deutsche auf einmal Papst geworden sind und *wir* hoffentlich auch in naher Zukunft Fußball-Europameister werden, so sind *wir* Heidelberger Universitätsmitglieder nun erneut Elite – die Auserwählten (von lat. electus).

Das hat zwar für die Studierenden keine weitere Bedeutung, ist aber natürlich trotzdem toll. Die dreistelligen Millionenbeträge, die die Eliteuniversität Heidelberg als Preisgeld in den nächsten fünf Jahren bekommen wird, fließen in die Forschung und kommen, wenn überhaupt, nur indirekt der Lehre zugute. Hierfür wurden ja schließlich auch die Studiengebühren eingeführt.

Auch wird das Exzellenzgeld nicht (mehr oder minder den Bedürfnissen entsprechend) zwischen den einzelnen Fächern und Instituten aufgeteilt, sondern konzentriert sich auf die fünf extra für die Exzellenzinitiative erfundenen Forschungseinrichtungen, nämlich die beiden Exzellenzcluster »Cellular Networks« und »Asia and Europe in a Global Context«, sowie die Graduiertenschulen für »Fundamentale Physik«, für »Molekular- und Zellbiologie« und jene für »mathematische und computergestützte Methoden für die Wissenschaften«. Darüber hinaus gibt es noch ein großes Stück vom Kuchen für die vier »Fields of Focus«, jene »interdisziplinären« und »interaktiven« [sic!] Forschungsfelder des Zukunftskonzepts. Der Rest und Großteil der Uni wird jedoch wie bereits in den letzten fünf Elitejahren nahezu leer ausgehen.

Dennoch besteht auch für alle nicht mit den Clustern Verbündelten Grund zur Freude. Denn endlich ist das Theater vorbei und die Universität Heidelberg kann vielleicht wieder ihren eigentlichen Aufgaben nachkommen. Glaubt man den Verantwortlichen von DFG, Wissenschaftsrat und Politik, so wird diese zweite (eigentlich dritte) Runde der Exzellenzinitiative auch die letzte sein. Zwar fließen in den nächsten fünf Jahren noch die Milliarden von Euros an die Siegeruniversitäten, doch ist die Exzellenzinitiative, nämlich der Wettbewerb der deutschen Universitäten um insgesamt 2,7 Milliarden Euro, vorbei. Seriöse WissenschaftlerInnen werden nicht mehr länger wie der Hund vorm ersehnten Knochen Pfötchen geben und sonstige Kunststücke vollführen, keine Vor-, Haupt-, Neben-, Nach- und sonstige Anträge mehr schreiben, keine multimedialen und interaktiven Präsentationen der neuesten interdisziplinären, internationalen, interkulturellen und dabei völlig uniformierten Forschungsvorhaben mehr aufführen sowie keine »Begehungen«, keine Proben dieser »Begehungen« und Begutachtungen mehr über sich ergehen lassen müssen – zumindest nicht mehr länger im Zuge der Exzellenzinitiative!

Die finanzielle Abhängigkeit der Universitäten von Drittmitteln bleibt natürlich ungemindert bestehen und so wird bedauerlicherweise auch weiterhin jener eine »Wissenschaftlertypus« begünstigt, nämlich jener »Manager und Antragsschreiber, der nur noch bestimmte Forschungsformate und Forschungsthemen bevorzugt; der Wissenschaftler, der ankündigt und prophezeit, nicht aber derjenige, der konzentriert forscht und dabei möglicherweise bahnbrechende Zufallsentdeckungen macht, weil seine Forschung nicht auf dem Reißbrett geplant wurde.« (Heike Schmolz in der FAZ vom 16.6.2012, S.1)

Nachdem nun zwei Jahre lang der Uni-Wettkampf ausgetragen wurde, kam es am 15. Juni 2012 nun endlich zur lang ersehnten Siegerkür durch DFG und Wissenschaftsrat. Anlässlich derer organisierte auch die Rektoratsabteilung »Kommunikation und Marketing« die »Ruperto Carola Sommerparty im Zeichen der Exzellenzinitiative«. Um 15 Uhr sollte es mit Public-Viewing der »Ergebnisse im Exzellenzwettbewerb auf einer Großleinwand« los- und dann mit »Tanz und Party bis Mitternacht« weitergehen. Doch leider blieben diese Worte auf der Einladungskarte leere Versprechungen, denn obwohl sich die von der Exzellenzinitiative abhängigen WissenschaftlerInnen sowie die ein oder anderen schaulustigen Universitätsangehörigen brav um 15 Uhr im Innenhof des Marstalls und vor der Großleinwand versammelt hatten, Hände schüttelten und »Networking« betrieben, blieb der große LCD-Bildschirm (auf dem normalerweise die EM-Spiele übertragen werden) recht eintönig. Statt der »Sichtbarkeit«, die die Universität Heidelberg angeblich durch die Exzellenzinitiative erlangt hat, wurde auf dieser Großleinwand gar nichts »sichtbar« – außer der bloßen Ankündigung der Pressekonferenz mit den Ergebnissen, geschmückt mit einem unbeweglichen Laderädchen in der Mitte des Bildes. Und so stand das Public-Exzellenz-Viewing unfreiwillig tatsächlich »im Zeichen der Exzellenzinitiative«: Ankündigung statt Tat.

Anfangs versuchte Rektor Eitel noch die Technikprobleme mit Verweis auf die Spannungssteigerung: »Des is' wie wenn man im Fußballspiel auf Tore wartet. Es geht jetzt in die Nachspielzeit.« zu überbrücken, vergaß dann aber spätestens, als ihn eine private E-Mail mit den Ergebnissen erreichte, dass dieser Tag als ein Gemeinschaftserlebnis inszeniert werden sollte (inklusive all der vom Fußball her bekannten Emotionen, wie das gemeinsamen Mitfiebers vor dem Bildschirm, das kollektive Händchenhalten und dann schließlich das erleichterte Sich-In-Die-Arme-Fallen mit Freudentränen in den Augen, etc.) und sprang breitbeinig und mit ausgestreckten Armen auf die Bühne, um statt der erwartbaren rhetorisch ausgefeilten Rede nur zu verkünden: »Wir haben gewonnen!«

Es folgen dezenter Applaus und vereinzelte Freudenrufe derjenigen WissenschaftlerInnen, die nun auch nach September dieses Jahres noch einen Job haben werden. Gerade als sich eine gewisse »Stimmung« entwickelt, hechtet Herr Eitel jedoch zum zweiten Mal auf die Bühne – vielleicht eingedenk der Unzulänglichkeiten seines ersten Auftritts –, lobt pauschal die »hunderte an dem Erfolg beteiligten Kollegen« und ihre Mühen: »Es wurde Unglaubliches geleistet!«, produziert dabei unermüdlich schiefe Fußballmetaphern, lobt den führenden »Viererbund« (wohl eine

Art Viererkette), erwähnt »Global Players«, singt ein Loblied auf den »Teamgeist« und jenes Alle-An-Einem-Strang-Ziehen, und überträgt gar gewissermaßen als Höhepunkt mit Verweis auf Philipp Lahm [sic!] das Bild des »Wundliegens« auf die Arbeit für die Exzellenzinitiative: Man habe sich »wund gegessen«. Dass Mehmet Scholl, von dem das Bild bekanntermaßen stammt, keinesfalls Mario Gomez dadurch loben wollte und auch die Assoziation des »Sesselpuppers«, die einem dabei kommt, nicht unbedingt positiv besetzt ist, scheint den Anti-Rhetoren Bernhard Eitel wenig zu stören. Der Siegestaumel und der Schampus, den er auf der Bühne sich und seinen Vasallen ausschenkt, lässt ihn alle Grenzen des guten Geschmacks überschreiten; das Schamgefühl lagert er kurzerhand an die Zuschauer aus.

Nahm man in den ersten Minuten seines Auftritts dieses Auseinanderdriften von Selbst- und Fremdwahrnehmung noch mit einem (vielleicht sogar nachsichtigen) Schmunzeln zur Kenntnis, ändert sich das, als Herr Eitel inmitten seines kraftmeierischen Freudentaumels (vermutlich sogar gut gemeinte) Grußworte an ein führendes Mitglied der Heidelberger Exzellenz-Kommission ausspricht. Mit einem breiten Grinsen im Gesicht erzählt er, dass dieses kurz zuvor wegen Herzproblemen ins Krankenhaus eingeliefert wurde. Dies verdeutlichte sehr

gut, so Eitels völlig deplatzierte Scherz, die Anspannung, unter der alle Beteiligten gestanden hätten. Mit breitem Lächeln fügt er noch hinzu: »Aber DFG ist die beste Medizin!«

Als kurze Zeit später neben Eitel auch noch die Leiter der Exzellenzcluster und Graduiertenakademien, der Uniratsvorsitzende sowie Oberbürgermeister Würzner (Eitel: »schließlich verdankt die Uni Heidelberg der Stadt Heidelberg ihren Namen«) auf der Bühne stehen, erneut Dank an alle Beteiligten ausgesprochen und die »Inhalte« durch englischsprachige Namensnennung der fünf siegreichen Cluster/Graduiertenakademien »vorgestellt« wurden, kommt es zu einem erneuten geistigen Tiefpunkt, als Dr. Dr. Peter Bettermann, der Vorsitzende des Universitätsrats, das Mikrofon ergreift und seinen Dank wörtlich und in vollem Ernst an »die Frauen, die zuhause geduldig auf ihre Männer gewartet haben, während diese sich für die Exzellenzinitiative engagierten«, richtet. Das schweigende Entsetzen, das daraufhin bei den ZuhörerInnen einsetzt, konnte allein durch die Intervention Frau Herrens, Leiterin des Exzellenzclusters »Asia and Europe« und einzige Frau auf der Bühne, abgefedert werden, die ihren Kollegen darauf hinweist, dass wohl auch manche Männer zuhause auf ihre Frauen gewartet hätten.

Alles in allem sollte sich unsere Alma Mater Eitels Abschlusswunsch: »Lasst uns feiern, nehmen wir den Schwung mit. Machen wir aus der Ruprecht-Karls-Universität eine noch schönere Perle als sie es schon ist.«, angesichts dieses erschreckend geistlosen Vorstellung in ihrem ureigensten Interesse besser nicht zu Herzen nehmen.

von Janina Reibold



Der Sudoku-Effekt

Der Soziologe Stefan Kühl analysiert den Teufelskreis der universitären Bürokratisierung nach der Bolognareform

| | | | | | | | | |
|------------|-----------------|----------------|-----------------|---------------|-----------------|----------------------|----------------------|-----------------|
| | | 2 Tutorium | | 5 Übung | | | | 9 Seminar |
| 1 Essay | | 4 Vorlesung | | 7 Referat | 9 Seminar | | | 8 Hausarbeit |
| 5 Übung | | | 8 Hausarbeit | | | | 2 Tutorium | |
| | | | 9 Seminar | 2 Tutorium | | | | |
| | 4 Vorlesung | | | | | | 1 Essay | 5 Übung |
| | 8 Hausarbeit | | | 6 Klausur | 1 Essay | 3 Multiple Choice | | |
| | | 1 Essay | | | | | 9 Seminar | |
| | | | 4 Vorlesung | | 8 Hausarbeit | 2 Tutorium | | |
| | | | | | 2 Tutorium | 6 Klausur | 3 Multiple Choice | 4 Vorlesung |

1. Studienjahr

2. Studienjahr

3. Studienjahr

Ein Bachelor-Studiengangs-Sudoku zum Selberlösen

Stefan Kühl: Der Sudoku-Effekt – Hochschulen im Teufelskreis der Bürokratie. Eine Streitschrift, Bielefeld 2012 (transcript), Bild S. 5.

Die Universität ist seit langem als Forschungsobjekt etabliert. Dabei ist das Interesse der Darstellung je nach Untersuchungsperspektive unterschiedlich motiviert. Eine Untersuchung, die die Universität in ihrem gegenwärtigen Zustand zum Thema hat, wird sich damit eher konfrontieren müssen als eine historische. Denn sie reagiert auf die aktuelle Debatte und trägt selbst dazu bei. Sie muss sich Stellungnahmen widmen, die in dieser Debatte zweckorientiert sind. Sie muss auf Informationen zurückgreifen, die ebenso zweckorientiert in die Welt gesetzt wurden. Sie ist konfrontiert mit Vorurteilen. Aber vor allem ist der Forschende selbst Teil des Systems, das er untersucht, hat Vorurteile, ist emotional, wissenschaftlich und wirtschaftlich involviert.

Seit der Bologna-Reform ist die Zahl der Texte über die Universität explodiert, was dadurch zu erklären ist, dass diese Reform Reaktion auf einen gesellschaftlichen Rechtfertigungsdruck war. Die Prinzipien der Rechtfertigung sind die Eckpfeiler

der Reform in praktischer Hinsicht: Ökonomisierung, Transparenz, Vergleichbarkeit, Flexibilität und die vielen Inter-s, wie Internationalität, Interdisziplinarität. Was zur Rechtfertigung diente, muss nun weiter gerechtfertigt werden, vor allem das Ergebnis der Reform. Dabei ist folgendes Muster zu beobachten: Die Befürworter der Reform rechtfertigen durch Verweis auf die anfangs zugrunde gelegten Prinzipien; die Kritiker berufen sich auf praktische Folgen. Oder anders: Die Befürworter zeigen auf das Ziel, das in manchen Bereichen noch nicht erreicht ist, aber erreicht werden muss; die Kritiker zweifeln an der Umsetzbarkeit der Prinzipien.

Stefan Kühl, Professor für Soziologie an der Universität Bielefeld, hat den neuesten Beitrag geliefert in einer Debatte, die meist polemisch geführt und in der selten die Beobachtungsperspektive gerechtfertigt wird. Seine Untersuchung »Der Sudoku-Effekt« weicht davon erfrischend ab. Die soziologische Perspektive konzentriert sich auf die Universität anhand organisationstechnischer Kriterien. Erste Frage dabei ist: Erfüllen praktische Maßnahmen ihren Zweck? Die erstaunlich banale Fragestellung ist des Öfteren Ausgangspunkt für Bolognakritiker gewesen, aber noch nie wurde dabei so scharf beobachtet.

Das Monster ECTS

Kühl widmet sich in erster Linie dem European Credit Transfer and Accumulation System, kurz ECTS. Vergleichbarkeit der Studienleistungen war das hehre Ziel der Systemfinder. Sie ist wiederum Mittel zur Flexibilität; denn wenn Leistungen vergleichbar sind, wird der Wechsel zwischen verschiedenen Unis erleichtert. Jede Uni kann nachvollziehen, was der Student an einer anderen geleistet hat, und dies voraussetzen bei seiner Aufnahme in einen eigenen Studiengang. Doch wie sieht es mit der Umsetzung aus? Was Kühl beobachtet, bringt ihn zum titelgebenden Vergleich mit einem Sudoku. ECTS-Punkte sollen den zeitlichen Aufwand fürs Studium beziffern (die Äquivalenz von Zeit und Punkteanzahl variiert dabei je nach Land!). Sie sind die »Kunstwährung«, die zum Erhalt eines Studienabschlusses berechtigt. Doch Zahlen allein gewährleisten noch keine Vergleichbarkeit. Auch das Studienfach muss vergleichbar sein, oder zumindest kleine Einheiten des Studiums, die sogenannten Module. Die Modularisierung gewährleistet die thematische Vergleichbarkeit von Studiengängen, unabhängig vom übergreifenden Studienfach. Soweit die Idee.

Bei der Umrechnung der Summe der ECTS-Punkte eines Studiengangs auf die zu absolvierenden Seminare muss nun Folgendes berücksichtigt werden: Wie viel Zeitaufwand verlangt das Seminar? Wie viele Punkte müssen in einem Modul gesammelt werden? Kann das Seminar von Studierenden unterschiedlicher Fächer besucht werden? Ist das Seminar Teil verschiedener Module? Muss im Seminar also der Erwerb verschiedener Punkte-Mengen möglich sein? Muss für die jeweilige Punkte-Menge ein bestimmter Leistungsnachweis definiert sein? Die Liste solcher Fragen ließe sich fortsetzen.

Vor der Bewältigung dieser Aufgabe stehen zunächst die Fachdozenten, die ein Fach konzipieren und genehmigen lassen müssen. Hier setzt das erste Mal der Sudoku-Effekt ein. Die Bewertung der Punktezahl für Seminare und Module muss so lange hin und her gerechnet werden, bis keine Konflikte mit anderen Studiengängen, Modulen, Seminaren bestehen. Und dann müssen die Studierenden damit klarkommen: Auch sie müssen Sudoku spielen. Welche Seminare muss ich in welchem Semester besuchen, um am Schluss genau die eine bestimmte Punktezahl zu erreichen? Wie viele Punkte muss ich in welchem Seminar bekommen? Welches Seminar muss ich in welchem Modul besuchen? Überschneiden sich Seminare auch nicht thematisch? usw.

Kühl bezeichnet die praktische Konsequenz des ECTS als »Komplexitätssteigerung«. Sie führt dazu, dass im Vergleich zu vorher mehr Aufwand betrieben werden muss, um die organisationstechnische Aufgabe zu erfüllen. Dozenten müssen mehr organisieren, die Uni muss sich einen größeren bürokratischen Apparat leisten, Studierende müssen mehr rechnen und – eine der großen Pointen – werden unflexibler. Die komplexere Struktur reduziert die Wahlmöglichkeiten, wie beim Sudoku.

Damit plaudert der Soziologe kein Geheimnis aus, sondern er beobachtet, was jeder beobachten kann, und beschreibt es wissenschaftlich. Doch nicht nur das, und er wäre schlecht beraten, würde er seine Beobachterrolle nicht ins Spiel bringen, die nämlich auch die eines Betroffenen ist. Kühls Vergleiche zeigen seine Wertung deutlich: Modularisierung und ECTS als Sudoku, ECTS-Punkte als Kunstwährung wie Duplo-Sammelpunkte, Hochschulpolitik als Planwirtschaft. Bei aller Wissenschaftlichkeit ist dieses Buch »Eine Streitschrift«.

»Stille-Post-Effekt« und »Blame Games«

Doch wer ist der Adressat? Wen kann man verantwortlich machen? Die »Blame Games« auf der Suche nach Verantwortlichen sind Teil des Problems. Denn keiner, der als Verantwortlicher genannt werden könnte, wäre allein fähig, irgendeine Änderung vorzunehmen. Oder anders: Jeder, der eine Veränderung anstrebt, muss sich mit anderen Verantwortlichkeiten konfrontieren. Das Verhältnis von europäischer Hochschulpolitik und der einzelnen Hochschulverwaltung ist keine Befehlshierarchie, sondern ein Kommunikationszusammenhang, in dem jeder Beteiligte eine eigene Interpretation des Gesagten hat. Was dabei passiert, beschreibt Kühl als »Stille-Post-Effekt«. Eine Empfehlung wird an anderer Stelle als Zwang aufgefasst. Der Wettbewerb um die beste Umsetzung der Bologna-Reform führt dazu, dass Rahmenkonzepte rigider umgesetzt werden, als sie gedacht waren.

Ergebnis ist ein »Teufelskreis der Bürokratie«. Wo Fehlentwicklungen entdeckt werden, schlägt irgendjemand Reformen vor, die wieder rigide, aufwendige Umsetzungsversuche nach sich ziehen. Die andere Möglichkeit ist, Regeln zu unterlaufen, dafür informelle Abkommen zu treffen. Doch was sind dann die Regeln noch wert? Die zugrunde liegenden Zwecke sind ohnehin schon zu reiner Fiktion verkommen.

Kühl bleibt bei Vorschlägen zur Verbesserung der Situation zurückhaltend. Und wo soll man auch einhaken in einem Teufelskreis? Ich schließe mit einem Blick auf die üblichen Verdächtigen bei der Suche nach Verantwortung: die Hochschulleitung, und bin skeptisch, ob man ihr Verantwortung zusprechen sollte, außer vielleicht für kostenlosen Sektausschank. Wir Studierende sind nicht Zahnräder des Teufelskreises, sondern das Material, das darin verbrannt wird. Es sei denn, wir nehmen unsere Verantwortung wahr, ein Korrektiv zu sein gegenüber einem System, das seinen Erfolg nur in Zahlen und Schlagwörtern von heute sucht, statt an das Morgen zu denken.

von Leonard Keidel

IMPRESSUM... der UNiMUT

Zeitschrift [an] der Uni Heidelberg, Ausgabe 3/2012. Nr. 216 vom 18. Juni 2012. Redaktion: Gregor Babelotzky, Jakob Brüssermann, Nina Marie Bust-Bartels, Leonard Keidel, Theresa Pleitner, Janina Reibold, Katrin Wellnitz, Chiara Westermann. Auflage 3000. Unidruckerei. Für namentlich gekennzeichnete Beiträge ist der/die VerfasserIn verantwortlich. Unterstützt von der FachSchaftskonferenz, Albert-Überle-Str. 3-5, 69117 Heidelberg.

e-mail: unimut@posteo.de.

Alle Ausgaben auch unter: www.uni-heidelberg.de/unimut

Bilder:

S. 6: »uomo e cielo« von mac_ki (<http://www.flickr.com/photos/macki/2467564307/in/photostream/>);

S. 11: mit freundlicher Genehmigung von Justus Libig

S. I, IV, VII: mit freundlicher Genehmigung von Michael Komm

Engagement und Protest

Auf den ersten Blick scheint offensichtlich zu sein, wie die zwei Begriffe zusammenhängen: Protestieren ist ein Zeichen von Engagement. Nur wer sich engagiert, protestiert. Protestieren ist die Fortsetzung des Engagements mit anderen Mitteln, wenn das, wofür man sich engagiert, bedroht scheint. Aber ist der Zusammenhang ganz so einfach und eindeutig? Und was heißt es denn überhaupt: sich für, bei oder in etwas zu engagieren?

Das Verb wurde im Französischen, woher das Deutsche es entlehnte, zunächst nur transitiv gebraucht, ab dem siebzehnten Jahrhundert in der Bedeutung ›in Gage nehmen‹, d.h. ›für die Zahlung eines Entgelts unter Vertrag nehmen‹. Engagiert wurden ursprünglich Söldner oder Landarbeiter; noch heute gebrauchen wir das Wort so, wenn wir sagen, dass ein Künstler für eine Veranstaltung engagiert werde. Das reflexive Verb ›s'engager‹ tritt erst später auf, in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts wird es zu einer Lieblingsvokabel der französischen Existenzialisten und bedeutet in diesem Kontext, sich durch einen Entschluss oder ein Versprechen an eine Sache zu binden. Seine Freiheit, so lautet das existenzialistische Credo, realisiere der Mensch dadurch, dass er sich illusionslos auf seine Situation einlässt und sich auf eine der von ihr gebotenen Handlungsmöglichkeiten festlegt: Existenzialistisch gedeutet, lag Freiheit im Engagement für eine selbstgewählte Sache.

Dieser Gebrauch des Begriffs dürfte seine Verwendung in linken politischen Debatten in der Bundesrepublik der späten sechziger bis frühen achtziger Jahre inspiriert haben. Engagement gegen den Vietnamkrieg, gegen Waldsterben und Atomkraft, für die Bürgerrechtsbewegung in den USA, etc. wurde organisiert, diskutiert und gefordert. Wenn man damals von ›Engagement‹ sprach, meinte man fast selbstverständlich: politisches Engagement, d.h. kollektives Sich-Einbringen für eine öffentliche Sache. Vielleicht rührt es daher, dass wir Engagement und Protest intuitiv zusammenstellen; Protest ist kollektive Unmutsbezeugung im öffentlichen Raum. Protestieren ist Engagement, das aufmerksam macht auf die Sache und auf sich: Protest ist lautes Engagement.

Hier soll nun nahegelegt werden, dass es daneben eine weitere Form des Engagements gibt – man könnte sie das stille Engagement nennen –, die vor allem im Kontext von Universität und (geisteswissenschaftlichem) Studium interessant ist. Als man Joyce fragte, wie er den ersten Weltkrieg verbracht habe, war die Antwort, er habe den Ulysses geschrieben – Punkt. Als träte das große (und laute) Ereignis zurück hinter das, was im Stillen gedieh. Der Literaturwissenschaftler Edmund Wilson hat für solches Verhalten einen frischeren Ausdruck als unser abgegriffenes Bild des ›Elfenbeinturms‹ gefunden. ›Axels Schloss‹ hieß seine 1931 erschienene Studie der

modernen Literatur am Beispiel sechs ausgewählter Autoren, benannt nach einem Drama des französischen Schriftstellers Villiers de l'Isle-Adam: Der Held, Graf Axel von Auersperg, widersetzt sich den Versuchen zuerst seines Veters, dann seiner Geliebten, ihn aus seinem einsamen Schloss im Schwarzwald in die Welt und das wirkliche Leben zu locken. Ersteren ersticht er im Duell, letztere überredet er zum gemeinsamen Selbstmord, indem er ihr die Welt, in der sie zusammen leben könnten, in so grässlichen Farben der Profanität und Stumpfsinnigkeit malt, dass sie schlussendlich gemeinsam mit ihm einen Becher Gift trinkt. In der Weigerung Axels, sich von seinem Schloss und den obskuren alchimistischen Studien, die er dort betreibt, loszureißen, sieht Wilson so etwas wie ein Paradigma des stillen Engagements, der Bindung an die Vollendung eines Werks, neben dessen Bedeutung alles andere verblasst.

Paradoxerweise scheint sich die Intensität dieses Engagements daran zu bemessen, wie sehr es gleichzeitig ein Degagement – ein Sich-Entziehen – von allem anderen ist. Solches Engagement, scheint es, bedeutet notwendig einen Rückzug in irgendeine Art von Turm, Schloss oder Klausur, ein Sich-Abschließen von öffentlichen und gemeinsamen Belangen. So zugespitztes Degagement aus öffentlichen Belangen ist ein Motiv, das auch der philosophische Diskurs gern beschworen hat. Platon lässt im Höhlengleichnis einen unter den Höhlenbewohnern sich umdrehen; dieser gewinnt dadurch nicht nur ein neues Sehen, sondern verliert gleichzeitig den Sinn für die Wichtigkeit dessen, was seine immer noch auf das Schattenspiel vor ihnen gerichteten Mitmenschen



diskutieren und behaupten. Platon beschreibt diese Umwendung als Bewegung zu einer Art von Wahrheit über das Menschsein selbst. Bei Nietzsche wird – nach einer zweitausendjährigen Geschichte der philosophischen Wahrheit und der Einsamkeit, in der diese sich offenbart – der Wahrheitsanspruch selbst insofern verdächtig, als Nietzsche das, was vorher in der Philosophie Erkenntnis von Wahrheit hieß, als notwendig perspektivische Interpretation interpretiert, die koexistiert mit anderen möglichen Interpretationen – d.h. Artikulationen möglicher anderer Perspektiven auf die betreffende Sache. Für den späten Nietzsche mag kein großer Unterschied mehr bestanden haben zwischen Philosoph und Dichter; fortgesponnen wird der Topos der Einsamkeit des Dichter-Denkens, der, »auf Sternbahnen« unterwegs, sich jenseits von öffentlichem Alltag und Tagespolitik bewegt. »Unser größte Ereignisse«, lässt Nietzsche seinen Zarathustra sagen, »– das sind unsere stillsten, nicht unsere lautesten Stunden.«

Nun scheint mir die hier beschriebene Form des Engagements, die gleichzeitig Degagement bedeutet, nicht allein Sache sogenannter ›Geistesgrößen‹ – und damit nicht nur Teil eines um Phi-

losophie und Dichtung betriebenen Geniekults – zu sein, sondern in bescheidenerem Ausmaße zu Universität und Studium überhaupt zu gehören. Wenn gilt, dass sich im Studium selbstbestimmte Bildung durch stilles Engagement vollziehen soll, dann ist die Möglichkeit dieses Engagements ein entscheidendes Kriterium für die Bewertung der Studienbedingungen aus studentischer Perspektive. Die Frage ist: Kann die heute real existierende Universität diese Idee von Studium gewährleisten oder ist sie gewillt, es zu tun? Verträgt sich die Ausrichtung der Universität an Prinzipien der Ökonomie mit dieser Idee der langen, im Stillen zugebrachten Zeit? Oder liegt nicht viel eher eine Aufgabe studentischer Mitsprache darin, die Universität an Maßstäben wie diesem zu messen – den Kriterien, nach denen sie sich selbst evaluiert, Kriterien wie dieses gegenüberzustellen?

von Jakob Brüssermann

Verfasste Studierendenschaft

Nach 35 Jahren bekommen die Studierenden wieder ein politisches Mandat

Ab dem kommenden Jahr wird den Studierenden in Baden-Württemberg erstmals seit 1977 wieder (hochschul-)politisches Mitspracherecht eingeräumt. Die grün-rote Landesregierung beschloss letztes Jahr, mit anderen Bundesländern gleichzuziehen und eine Verfasste Studierendenschaft (VS) zuzulassen. Jeder, der sich an einer Hochschule im Land immatrikuliert, tritt damit einer VS bei und hat das Recht, sich in ihr einzubringen. Dies bedeutet einige grundlegende Neuerungen in der studentischen Selbstverwaltung:

1) Die VS wird ein politisches Mandat innehaben und darf sich somit zu hochschulpolitischen Fragestellungen und Entscheidungen äußern, die den Alltag der Studierenden betreffen. Zu letzteren gehören z.B. Preisverhandlungen beim Semesterticket und die Wohnheimsituation.

2) Der VS wird finanzielle Autonomie gewährt. Ihre Mittel wird sie über einen (zusätzlichen) Beitrag von wahrscheinlich fünf bis zehn Euro pro StudentIn und Semester beziehen. Daraus werden Projekte finanziert, die bisher aus Mitteln der Fachschaftskonferenz (FSK) getragen werden, wie Erstsemesterveranstaltungen und studentische Initiativen wie zum Beispiel diese Zeitschrift. Man hoffe, so Ben Seel von der Arbeitsgruppe ›Verfasste Studierendenschaft‹ (AG VS) an der Uni Heidelberg, existierende Angebote für Studierende mit den neuen Mitteln deutlich zu erweitern und darüber hinaus noch viel mehr studentische Projekte in Kunst, Sport und Kultur fördern zu können als zur Zeit, wo das Budget der FSK noch enge Grenzen setzte.

Die ersten VSen (›Verfasste Studentenschaft‹ durfte man in prä-gender-awareness-Zeiten noch sagen) entstanden in Deutschland schon zu Anfang

des zwanzigsten Jahrhunderts und bestanden in wechselnder Gestalt bis in die siebziger Jahre bzw. bestehen in den meisten Bundesländern weiterhin. Im Bestreben, der vermeintlichen Gefahr linksterroristischer Aktivitäten den Nährboden zu entziehen, machten sich die bayrische und die baden-württembergische Landesregierung Mitte der siebziger Jahre daran, eine politisch organisierte Studierendenschaft zu unterbinden. Schon vor dem Regierungswechsel letztes Jahr gab es Bestrebungen, den Studierenden in eingeschränktem Maße mehr Mitsprache einzuräumen. In dieser umfassenden und autonomen Gestalt jedoch realisierte diese erst Grün-Rot.

Vergangenes Frühjahr konnten Studierende auf der Internetpräsenz der Aktion ›Wir wollen Deinen Kopf‹ Vorschläge einbringen, die in Formulierung und Realisierung der Gesetzesregelung einfließen. Momentan diskutiert man an den einzelnen Universitäten die konkreten, auf die jeweiligen Umstände und Bedürfnisse an den einzelnen Hochschulen abgestimmten Strukturen. In der AG VS an der Uni Heidelberg favorisiert man eine Mischform aus parlamentarischem Gremium und Räte-system.

Aus der Arbeitsgruppe heißt es, die Einführung der VS erzeuge keinen erheblichen Mehraufwand an Verwaltung – ein Argument, das gegen die Einführung der VS erhoben wurde –, da in vielen Fällen auf bereits bestehende Strukturen zurückgegriffen werden könne. Für den einzelnen Studierenden gibt es verschiedene Möglichkeiten, sich einzubringen: Schon jetzt kann man an der Arbeitsgruppe teilnehmen (Sitzungen jeden Mittwoch um 16:30 im ZFB); voraussichtlich wird im Sommersemester 2013 die erste Wahl stattfinden, bei der Mitglieder der Fachschaften oder politischen Hochschulgruppen kandidieren können.

Das Projekt der VS ist nicht unumstritten. Das Hauptargument der Gegner ist dabei das angeführte, man baue mit der VS bloß einen ineffektiven Verwaltungsapparat auf. Konsens in der Arbeitsgruppe ist jedoch, dass fortschreitende Demokratisierung ein eventuelles Mehr an Verwaltungsaufwand mehr als aufwiegen würde.

von Joana van de Löcht und Jakob Brüssermann

RUPERT UND CAROLA AUF DER COUCH, ODER: IN DER TIEFE LIEGT DIE KRAFT.

TRAGIKOMÖDIE IN EINEM AKT.

Es klopft. Dr. Heide Berg wirft die gerade angesteckte Zigarette aus dem Fenster, räuspert sich, bittet herein. Carola schiebt Rupert vor sich her, der sich an seinem Schirm festhält. Gegenseitige Vorstellung. Peinliches Schweigen. Rupert legt sich umständlich auf die Couch, Carola steht daneben, hält seine Hand. Dr. Heide Berg hinter ihrem Schreibtisch in einiger Entfernung.

DR. HEIDE BERG.

Jetzt erzählen Sie mal bitte ganz in Ruhe, warum Sie heute zu mir gekommen sind. Wie kann ich Ihnen helfen?

CAROLA.

Weil Sie die Elite sind. Wir haben uns daheim lange in den verschiedenen Ausschüssen beraten und sind dann zu diesem beinahe schon alternativlosen Kompromiss gelangt, nicht? Um es deutlich zu machen: Ich war ja erst für kalte Bäder. Außerdem: Sie standen im Ranking ganz oben. Deshalb sind wir hier.

DR. HEIDE BERG.

Vielleicht möchte Ihr Mann auch mal was sagen. Der sieht, ehrlich gesagt, reichlich mitgenommen aus.

CAROLA.

indem sie ihn kneift: Rupert, sag doch auch mal was.

RUPERT.

Ich weiß nicht ... Ich fühl mich so gar nicht sichtbar ... Sie können mich doch sehen? – Ich fühl mich manchmal wie, ja, wie ein lebendiger Geist ... Da ist einfach zu viel Transparenz mittlerweile, zu viel Vergeistigtes, zu viele Spirituosen. Gespenstisch diese Kommissionen. Dieses ständige Diskutieren, Beschließen, auf und ab, und immer und immer wieder ... Da schwebt ein Geist über allem, der ist mir unheimlich.

CAROLA.

Rupert, das kommt nur von deinen hohen Ansprüchen. Man muss auch mal mit weniger zufrieden sein. Es läuft nicht immer, wie man will.

RUPERT.

Deswegen habe ich ja dich geheiratet, Carola. Um mal ausruhen zu können von dem ganzen Geist. Und jetzt lass die Frau Doktor reden. Sie ist hier das Kompetenzzentrum. Es geht hier um meine Karriere, die muss steif nach oben gehen.

DR. HEIDE BERG

mit glänzenden Augen: Steil.

RUPERT.

Wie meinen?

DR. HEIDE BERG.

Sie sagten »steif«. Oder meinten Sie das? In Verbindung

mit Kompetenz? Sie sehen – Hm ... Wie klappt es denn so im ...? Nun ja ... Angst vor Impotenz?

RUPERT.

die Fäuste ballend: Inkompetenz gibt es viel auf der Arbeit. Man sitzt eng aufeinander. Man sitzt und redet und erhitzt sich. Man muss ständig deutlich machen, was man machen will, die Probleme lösen. Da fließt viel Schweiß. Ich gehe aber davon aus, dass sich das Ganze rentiert. – Ich weiß es nicht ...

CAROLA.

Und dabei gehen wir nie aus. Und auch daheim weiß er oft nicht so genau, was er tut.

RUPERT.

Carola! Das muss der Doktor doch nicht alles wissen.

DR. HEIDE BERG.

Doch. Muss er. Sehr interessant ... Haben Sie beide eigentlich Nachwuchsprobleme?

CAROLA.

Wir wollen nur den besten Nachwuchs hervorbringen. Sichtbaren. Internationalen. Innovativen. Interdisziplinären. Daher auch die Ovulation.

DR. HEIDE BERG.

Evaluation?

CAROLA.

Ja, man muss sich doch kennen lernen. Die Bedürfnisse und Sorgen des anderen. Daher liest mein Mann auch immer mein Tagebuch, dann weiß er, was mich bewegt. Und wie er mich bewegen kann. Man kann da ja so schwer direkt drüber reden, sich dabei anschauen, wenn man sagt, was man von einander hält ...

RUPERT.

Ja, das ist der springende Punkt. Nur der Fitteste survivt. Daher das neue Qualitätsdagement. Qualitätssicherung ist das wichtigste. Der Qualitätsstandard muss ständig überprüft und validiert und nachgebessert werden, in allen Bereichen, global. Qualität zählt. Wenn die Qualität nicht stimmt, geht man unter. Qualität, Qualität. Das ist das Stichwort. Mehr brauchen wir davon, mehr.

DR. HEIDE BERG.

in einem Buch blätternd: Die Qual... Nun ja. Sie scheinen das Wort ja sehr zu mögen. Was spielt überhaupt das Meer für eine Rolle in Ihrem Leben?

CAROLA.

Eine große. Er ist ja auch Kapitän. Wir haben da so einen Kahn...

RUPERT.

Ich bin der Kapitän. Ich befehle den Winden ... Die Qualität

bekommt Auftrieb. Unser Ansehen wird größer, schwillt an, wir haben Rückenwind ...

DR. HEIDE BERG.

blättern: Ah, hier ist es, Qual... – Als Kind mal auf eine Qualle getreten? Im Strandurlaub? Als die Mutter dabei war?

CAROLA.

Was hat denn seine Mutter damit zu tun? So korpulent ist sie gar nicht.

RUPERT.

nach flüchtigem Seitenblick: Du warst auch schon mal schlanker, Carola.

DR. HEIDE BERG.

Alles hängt mit allem zusammen. In der Tiefe.

CAROLA.

Ja. Verschlankung, Vernetzung. Networking. Das ist so eine neue Spinnerei. Mein Mann macht sich ja immer so Gedanken. Auf die social skulls kommt es an. Auf Barrierefreiheit, auf Open Exzess, der Austausch aller mit allen. Ich fühle mich nicht wohl dabei.

DR. HEIDE BERG.

Das tut mir leid.

CAROLA.

Aber er kann ja nichts dafür.

RUPERT.

Wir müssen in den Rankings nach oben, wir müssen größer sein. Wir müssen in der Welt-Spitzenliga spielen, bei den ganz Großen. Wichtig ist, was hinten raus kommt. Darauf liegt der Lokus all unserer Bemühungen.

DR. HEIDE BERG.

Fokus?

RUPERT.

Nein, danke. Den les' ich nicht mehr. Keine Zeit. Nur noch Pressespiegel, ob man schon sichtbar ist. Manchmal ist eine solche Leere in mir, und dann die Forschung erst ... Als würden Leben und Geist in mir streiten. Wichtig ist ja auch das Ganzheitliche. Unsere Volluniversität ist vielseitig ausgerichtet. Wir sind grundsätzlich für alles offen. Außer es bringt kein Geld ein.

CAROLA.

Semper Apertus. Stets offen. Stets zu Diensten.

DR. HEIDE BERG.

Hm ... Das ist gut, dass Sie so offen damit umgehen. Rupert, fühlen Sie sich schon sichtbarer?

Rupert weint leise.

CAROLA.

Abends sing ich ihm etwas vor, das hilft: »Look Ma no hands, Look Ma ain't life grand, I'm a super power, I'm a handy man ...«

RUPERT.

Manchmal hab ich auch so komische Visionen, dann kann

ich die Zukunft sehen ... Dann bring ich Strategien in Stellung, vertiefe Problemlösungen. So ein Arbeitsanfall kann einem Angst machen, dann wühl ich mich so richtig hinein. Ich kann gar nicht mehr aufhören.

DR. HEIDE BERG.

Sie müssen sich deswegen nicht schämen. Solche Phantasien hat jeder.

RUPERT.

Dann sitz ich manchmal einfach nur da, leg den Kopf auf die Akten und stelle mir vor, ich renne nackt als Flitzer durch das Europameisterschaftsfinale. Und alle sehen mich, aber ich renne schneller als alle anderen. Ich denk immer nur an die Spitze.

CAROLA.

Da gehörs du auch hin, mein Großer. Du bist ein Arbeitstier, eine Rampensau. Du wirst sie alle schlagen.

DR. HEIDE BERG.

blättert: Hm ... Interessant. – Neigen Sie zu Grausamkeit gegenüber Menschen, Tieren oder Dingen?

RUPERT.

Niemals. *sieht aus dem Fenster* Nun ja. Ich schlage gerne Brücken. Manchmal gehe ich nachts auf die Alte Brücke und gebe ihr einen zärtlichen Klaps im Mondenschein.

CAROLA.

Nicht doch. Bei mir macht er das nie.

RUPERT.

Ich kann doch nicht wissen, was du wirklich willst. Aber nur für dich will ich stark sein, für dich attraktiv. Ich muss gut abschneiden, sonst fehlt mir was. – Du fehlst mir.

CAROLA.

beugt sich zu ihm herunter: Aber wir zwei haben uns doch immer gut behauptet. Wir sind angesehene Leute. Gib mir einen Kuss, Rupert. Du musst nur an dich glauben.

RUPERT.

Wir sind die Elite. Wir führen ... *springt auf, nimmt den Schirm* Carola, wir gehen. Ich bin bereit für die nächste Runde. Vielen Dank, Frau Doktor, Sie haben mich aufgerichtet ...

CAROLA.

als sie an der Tür steht: Kommst du? *hinter ihrem Rücken hat sich Rupert wieder hingelegt.*

DR. HEIDE BERG.

blickt auf: Sie liegen ja immer noch da.

RUPERT.

Ich wäre so gerne Fußballer geworden ...

Carola schlägt die Tür zu. Dr. Heide Berg zündet sich eine Zigarette an. Vorhang.

von Gregor Babelotzky

Heidelberger Burschenschaftler gegen Neonazis?

Die Deutsche Burschenschaft (DB) rückt zu weit nach rechts, das findet die Initiative »Burschenschaftler gegen Neonazis«. Die Heidelberger Normannia bleibt der DB trotzdem treu.

»Burschenschaftler gegen Neonazis« nennt sich eine Initiative aufgebracht von Burschen innerhalb der Deutschen Burschenschaft, dem Dachverband von etwa 120 deutschen, österreichischen und chilenischen Studentenverbindungen. Im April gegründet, beklagen die abtrünnigen Verbandsbrüder in einem Blog den wachsenden Einfluss von Neonazis in der DB und veröffentlichen hierzu Interna des Verbandes. Doch sie bilden unter den Deutschen Burschenschaftlern eine Minderheit. Das zeigte sich auf dem Jahrestagung der DB Anfang Juni auf der Wartburg in Eisenach.

Der Chefredakteur (»Schriftleiter«) der Verbandzeitung »Burschenschaftliche Blätter« Norbert Weidner bezeichnete im Vorfeld des Jahrestreffens den evangelischen Theologen und NS-Widerstandskämpfer Dietrich Bonhoeffer als Landesverräter. Rein juristisch sei Bonhoeffers Tod im Konzentrationslager »gerechtfertigt« gewesen, so Weidner. Die Staatsanwaltschaft Bonn ermittelt.

Im Blog der »Burschenschaftler gegen Neonazis« kritisieren 250 Burschen die Äußerung Weidners. Zweihundertfünfzig, das sind jedoch nur 2,5 Prozent der rund 10.000 Mitglieder der DB. Dass innerhalb der DB nicht genügend Nazigegner zu finden sind, manifestierte sich auf der Wartburg in der Wiederwahl Weidners als Vorstand und »Schriftleiter«. 105 Mitgliedsbünde stimmten für Weidner, 38 dagegen. Fünf Vorstandsmitglieder der DB traten daraufhin zurück. Einzelne Mitgliedsbünde der Deutschen Burschenschaft kündigten an, aus dem Dachverband austreten zu wollen.

Der Sprecher der DB sowie die Initiative »Burschenschaftler gegen Neonazis« versuchen die Diskussionen als einen Machtkampf zwischen »liberalen« und »radikalen« darzustellen. Jedoch wird von allen in der DB organisierten Burschenschaften das Deutschlandlied in allen drei Strophen gesungen. Also auch: »Von der Maas bis an die Memel, / Von der Etsch bis an den Belt / Deutschland, Deutschland über alles, / Über alles in der Welt!« – welche Definition von »liberal« hier greifen soll, bleibt offen.

Auch sind revisionistische, völkische und rassistische Äußerungen unter den Mitgliedern der Deutschen Burschenschaft weder ein Einzelfall noch neu. Der Verband hat seit Jahrzehnten zahlreiche personelle Überschneidungen mit rechten Parteien, Vereinen und Medien. Die »Bundesbrüder« Jürgen Gansel und Arne Schimmer sitzen für die NPD im sächsischen Landtag. Die »Junge Freiheit«, eine Zeitung, die vom Verfassungsschutz Nordrhein-Westfalen 2005 als »rechtsextreme Publikation« bezeichnet wurde, wird von vielen Burschenschaftlern gelesen, so der Sprecher der Deutschen Burschenschaft. Der Chefredakteur der »Jungen Freiheit« ist Mitglied der DB. Und die Normannia Jena pflegt enge Verbindungen zum »Thüringer Heimatschutz«, aus dem der Nationalsozialistische Untergrund (NSU) hervorging. Plötzlich jedoch fällt einigen Bundesbrüdern auf, dass es Neonazis in ihren Reihen gibt.

Frankonia Heidelberg tritt wegen »rassistischer Geisteshaltung« der DB aus

Bereits im vergangenen Jahr war es auf dem Burschenschaftstag in Eisenach zu Spannungen gekommen, als ein Bonner Mitgliedsbund den Antrag stellte, eine Mannheimer Burschenschaft des Verbandes zu verweisen, weil sie einen deutschen Studenten mit chinesischen Eltern aufgenommen hatte (un!mut no. 212). Es folgte eine Debatte um die Auslegung des Grundsatzes der DB, ihre Mitglieder müssten »dem Deutschen Volke angehören«: Reicht die deutsche Staatsbürgerschaft oder muss ein Beleg der Abstammung, ein »Ariernachweis«, erbracht werden, um in den Kreis der Deutschen Burschenschaft aufgenommen zu werden? Nach großer Medienaufmerksamkeit wurde der Antrag zurückgezogen.

Die Heidelberger Burschenschaft Frankonia trat daraufhin im Januar 2012 aus der Deutschen Burschenschaft aus. Grund ist die »rassistische Geisteshaltung« der Deutschen Burschenschaft, die in einem Gutachten des Rechtsausschusses der DB zum Ausdruck kommt, erklärt die Frankonia Heidelberg. Im Gutachten heißt es, die DB versteht »unter dem (deutschen) Volk eine Abstammungsgemeinschaft«. Und weiter: »Personen mit mehrheitlich außereuropäischen Vorfahren sind unter Hinweis auf die Abstammungsgemeinschaft eines Volkes dementsprechend keine Angehörigen des deutschen Volkes. Sie schulden auch nicht das identitätsstiftende Eintreten für das deutsche Volk«

Normannia Heidelberg bleibt der DB treu

Im Gegensatz zur Frankonia bleibt die Normannia Heidelberg dem Dachverband treu. Die pflichtschlagende Burschenschaft ist außerdem Mitglied der Burschenschaftlichen Gemeinschaft, einem Unterverband der Deutschen Burschenschaft. Nach der BG hab »keine freiwillige Abtretung der Ostgebiete stattgefunden«, es liege »somit eine einseitige Verletzung des Völkerrechts vor«. Zur aktuellen Debatte um die Äußerungen Weidners beruft sich die BG auf die freie Meinungsäußerung. »Wir Burschenschaftler wenden uns gegen Gesinnungsschnüffelei und Maulkörbe«, heißt es.

Die Normannen wohnen in komfortabler Lage am Schlossberg. Ihre Mitglieder organisieren regelmäßig Vorträge zu aktuellen Themen, für die sie an der Universität Heidelberg werben. Die geladenen Redner dieser Veranstaltungen sind meist im rech-

ten Spektrum zuhause. Zur Diskussion »Deutschland in der Globalisierungsfalle!?« 2004 war Prof. Michael Nier geladen. Nier kandidierte 1999 bei den Sächsischen Landtagswahlen für die NPD. Die drei weiteren Redner sind als Autoren für rechtsextreme Zeitschriften, wie z.B. »Die Neue Ordnung«, »Staatsbriefe« und »Junge Freiheit«, bekannt. Über »Migrantenproblematik unter Sicherheitsaspekten« diskutierten die Normannen 2010 mit Thomas Köber, dem Polizeidirektor Mannheims.

Die Burschenschaft Normannia ist zwar die einzige Burschenschaft Heidelbergs, die noch in der Deutschen Burschenschaft organisiert ist, jedoch ist sie in der Verbindungsszene Heidelbergs keinesfalls isoliert. Sie ist mit zahlreichen pflichtschlagenden Verbindungen verbandelt. Wenn die Normannia twittert »Samstag Pauktag bei den Teuten! Derzeit 7 Patien. Anmeldung über HIG-Bund«, so richtet sie sich an Verbindungen in Heidelberg, mit denen regelmäßig gemeinsam gefochten und getrunken wird.

Pauktag kommt von »pûken«, mittelhochdeutsch für »schlagen« und bezeichnet die Fecht-Events der Verbindungsbrüder. Der HIG-Bund ist die »Heidelberger Interessengemeinschaft pflichtschlagender Verbindungen (HIG)«

– ein Waffenring. Ihm gehören unter anderem die Landsmannschaften Zaringia, Afrania und Teutonia, die Turnerschaften Ghibellinia und Rhenopalatia, der Corps Thuringia, und die Burschenschaft Allemania an. Gefochten wird mit scharfen Waffen und nach dem Motto »Gladius ultor noster« – »Das Schwert ist unser Rächer!«

Vielleicht fällt ja einigen Heidelberger Burschen eines Tages auf, dass es im Heidelberger Waffenring Neonazis gibt. Die Website www.heidelberger-burschis-gegen-neonazis.de ist jedenfalls noch zu haben.

von Nina Marie Bust-Bartels



Justus Libig von der Deutschen Burschenschaft fällt plötzlich auf: Es gibt Neonazis in seinem Verband. Der Burschenschaftler bezeichnet sich als »Neonazi-Jäger« und zeigt sich hier stolz von hinten. Nach 40 Jahren der Duldung prangert seine Initiative »Burschenschaftler gegen Neonazis« die braunen Umtriebigkeiten seiner Verbandsbrüder an.

Fahnenverflüchtigung

Nachdem 2010 bereits in Heidelberg der Sport des Fahnenklauens verbreitet war (un!mut berichtete), erfreut sich zu Zeiten der Fussballeuropameisterschaft der Männer ein urbanes Gesellschaftsspiel großer Beliebtheit. »Capture the Flag« heißt der Nationalismuskritische Spaß und provoziert heiße Debatten.

»Sie legen Rohrbomben, zünden Autos an, besetzen Häuser. Und jetzt haben sie auch noch die Jagd auf unsere Deutschland-Fähnchen eröffnet«, schreibt die BILD und portraitiert »Klau-Oper« Lara.

»Die Autonomen« seien es, schreibt die Zeitung, und provoziert auf Facebook eine Reihe hässlicher Kommentare. »Wenn ich so nen Idioten erwische der deutsche Fahnen klaut, den würde ich am liebsten aufhängen, mit Benzin übergießen und anzünden!!!!«, schreibt ein wütender Fahnenbesitzer.

Damit am Ende des Spiels keiner weint, gibt es in der un!mut die Entschuldigungskarte für Fahnenbesitzer_innen zum Ausschneiden.



Liebe Fahnenbesitzerin, lieber Fahnenbesitzer,

ich habe Ihre Deutschlandfahne entfernt. Diese Fahne steht nicht für Fußball oder irgendein Team, sondern für deutsche Identität. Mit nationalen Symbolen wie dieser Fahne wird eine »nationale Gemeinschaft« konstruiert. Nationen sind immer ausgrenzend, weil manche Menschen dazugehören »dürfen« und andere nicht. Nationalismus geht oft einher mit einer Abwertung des Anderen und kann schnell diskriminierend wirken.

Ich entschuldige mich aufrichtig für diesen Eingriff in Ihr Eigentum und hoffe, Sie können Verständnis für meine Motivation aufbringen. Bitte sparen Sie sich das Geld, mir die Arbeit und der Natur den Müll und ersetzen Sie die Fahne nicht wieder durch eine neue.

Ihre Fahnenklauerin/Ihr Fahnenklauer

Gender

Gender [engl., von latein. gener-, genus »Geschlecht«] das, -s, Bezeichnung für Geschlecht als soziale Kategorie; im Engl. in dieser Bedeutung abgeleitet von dem Begriff für grammatisches Geschlecht (auch »genus«) in Opposition zur biologischen Geschlechtskategorie (»sex«).

Der Begriff »Gender« beruht auf der postulierten Trennung von biologischer und sozial konstruierter Geschlechtsidentität, also von Natur und Kultur. Seit den späten 1960er Jahren wird er in dieser Bedeutung verwendet, um auf die der Gesellschaftsordnung zugrunde liegende Dichotomie von Mann und Frau aufmerksam zu machen. Dieses Zwei-Geschlechter-Modell ist eine wirkmächtige soziale Konstruktion, die Hierarchien und Machtstrukturen herstellt und stabilisiert, durch die der Zugang zu Ressourcen an einen vermeintlichen biologischen Unterschied gekoppelt wird. Benachteiligt sind dabei in der Regel Frauen und jene Menschen, die sich diesem Dualismus entziehen wie zum Beispiel Transsexuelle. In dieser Zeit etablierte sich »gender«, zusammen mit class und race, als zentrale Analysekategorie innerhalb der Cultural Studies.

Simone de Beauvoirs viel zitierter Satz: »On ne naît pas femme, on le devient« (»Man wird nicht als Frau geboren, sondern dazu gemacht«; in *Le Deuxième Sexe*, 1949) bringt die soziale Zuschreibung von Geschlecht plakativ auf den Punkt: Die vermeintlichen Wesensunterschiede zwischen den Geschlechtern – Mann und Frau – sind nicht biologisch determiniert, sondern soziale Konventionen, die durch stetige Wiederholungen so selbstverständlich und »natürlich« erscheinen, dass sie dem Bereich der Biologie und nicht dem der Kultur zugeschrieben werden.

Die seit den 1980er Jahren in den USA und in Europa etablierten Gender Studies gehen davon aus, dass alle kulturellen Ausdrucksformen (von Kulturprodukten bis zu Handlungsweisen und Riten) grundlegend durch die herrschende Geschlechterordnung codiert sind. Ein weit verbreiteter Ansatz ist dabei die Frage nach dem Wandel der Geschlechterordnungen in historischer Perspektive. Mit den Gender Studies setzte sich der Ausdruck »sex« durch, um das »biologische Geschlecht«, also körperliche Merkmale wie die primären Geschlechtsorgane, vom »sozialen Geschlecht« abzugrenzen. Diese Unterscheidung in »sex« und »gender« ist mittlerweile allgemein akzeptiert und die Folgen der soziokulturellen Konstruktion von Geschlechtlichkeit wurden und werden breit diskutiert. Unschwer zu erkennen ist dabei, dass das Konzept »sex« letztlich doch wieder auf ein biologisches, essentialistisches und unveränderbares Geschlecht verweist, während »gender« als kulturell veränderbare Hülle gedacht wird. Die Grenzen zwischen sozialem und biologischem Geschlecht können damit schnell zu einer Frage der



www.schwarzweiss-hd.de

Auslegung und damit der Deutungsmacht werden. Hinzu kommen die (Nach-)Wirkungen einer philosophiegeschichtlichen Tradition, die fest in den Strukturen zweier »natürlicher«, sich gegenseitig ausschließender Kategorien verankert ist und den Mann zur Krone der Schöpfung stilisiert hat. Diese erschweren das Denken und Handeln jenseits der beiden Kategorien ebenso wie verinnerlichte alltägliche Klischees und Stereotype.

Seit den 1990er Jahren wurde die Unterscheidung in »sex« und »gender« mit Einführung der Queer Studies zunehmend kontrovers diskutiert. Judith Butler, eine der derzeit einflussreichsten Gender/Queer-Theoretiker_innen, führt in ihrem wegweisenden Buch *Gender Trouble* den sozialen Ritus an, der nach jeder Geburt stattfindet, wenn Geburtshelfer_innen dem neugeborenen Kind mit dem Ausruf »Es ist ein Mädchen/Junge!« eine Gender-Identität mittels eines Sprechaktes zuschreiben, die auf der Identifikation der primären Geschlechtsorgane beruht. Das biologische Geschlecht, das hierbei »festgestellt« wird, ist laut Butler ebenfalls das Ergebnis gesellschaftlicher Kategorisierung, die nur zwei Optionen für die Konstruktion von Geschlechtlichkeit bereithält. Diese Zweiteilung ist nicht »natürlich«, sondern selbst Ergebnis und Ausdruck soziokultureller Normvorstellungen. Damit ist auch die biologische Geschlechtskategorie, also »sex«, sozial konstruiert. Judith Butler spricht in diesem Zusammenhang von »performativer Geschlechtsidentität« – Geschlechterrollen werden immer wieder nachgeahmt und eingeübt, bis sie schließlich »natürlich« scheinen. Das gilt auch für das sexuelle Begehren, das scheinbar »passend« als normativ heterosexuell gedacht wird.

Dies bedeutet jedoch nicht, dass alle sprachlichen Beschreibungen von Körpern und ihrer Materialität von der Wirklichkeit losgelöst und damit beliebig sind. Doch wie Körper beschrieben und kategorisiert, welche Ideen mit Begriffen und Konzepten implizit verbunden werden, ist Teil sozialer Aushandlungsprozesse, die von Fragen der Macht nicht zu trennen sind. Da die Wirklichkeit – etwa der Körper – niemals ohne Sprache und innerhalb von Diskursen beschrieben werden kann, können wir ein »natürliches«, vorkulturelles Geschlecht nicht erfassen und machtfrei bezeichnen. Hieraus folgt, dass das Sprechen über Geschlecht und die damit verbundenen Sprachkonzepte komplex gedacht und analysiert werden müssen: Dass unsere Alltagssprache in der Regel mit nur zwei Geschlechterbezeichnungen und dazu scheinbar »passenden« sexuellen Orientierungen – heterosexuell und homosexuell – auskommt, bildet unsere konzeptionelle und sprachliche Begrenztheit ab, nicht jedoch die Realität.

Daher ist für eine Erweiterung unserer Denk-, Sprech- und Schreib- und Handlungsgewohnheiten zu plädieren. Vertreter_innen der Queer-Theorien schlagen vor, mit anderen Formen von gedachter und gelebter Geschlechtlichkeit Machtbeziehungen subversiv zu hinterfragen und aufzubrechen.

So wird nicht nur Raum für die Vervielfältigung von Genderidentitäten geschaffen, sondern letztendlich die Legitimation der Kategorie Geschlecht grundsätzlich hinterfragt.

von schwarzweiss e.V., Corinna Assmann, Christiane Bürger

Zwei Queere Initiativen in Heidelberg stellen sich im Interview mit schwarzweiss vor

Das Adjektiv ›queer‹ (aus dem engl.; seltsam, unwohl, fragwürdig) wurde als Bezeichnung für Homosexuelle zunächst abwertend verwendet. In den späten 1980er Jahren wurde der Begriff als Eigenbezeichnung angeeignet und positiv umgedeutet. Queer erweitert den Gender-Begriff: Umfasst werden alle Genderformen und Geschlechtlichkeiten – womit stereotype und festgelegte Identitäten hinterfragt und aufgebrochen werden.

Interview mit QueerCampus

Lesbisch-Schwul-Bi-Transgender-Stammtisch Uni Heidelberg

SW: Wie kam es zur Gründung von QueerCampus?

QC: Im Januar 2008 haben sich ein paar Student_innen überlegt, dass eine queere Hochschulgruppe in Heidelberg fehlt. Aber erst seit zwei Semestern findet der Stammtisch regelmäßig statt. Die Idee dahinter ist, dass wir einen Ort zum lockeren Austausch gesucht haben. Aber wir sind ganz offen für alle, die sich mit queer-Themen beschäftigen, unabhängig von sexueller Orientierung.

SW: Das heißt, Ihr verfolgt kein programmatisches Konzept?

QC: Nein, das ist hier beim Stammtisch eigentlich kein Thema.

SW: Was bedeutet eigentlich Queer Campus?

QC: Unter Queer verstehe ich – damit spreche ich jetzt vielleicht nicht für die ganze Gruppe – alles, was von einem normativ-heterosexuellen Lebensstil abweicht. Also zum Beispiel schwul, lesbisch, bisexuell, transgender, BDSM.

SW: Das ist ein spannender Aspekt. Wie wichtig sind solche Labels für Eure Selbstverortung?

QC: Darauf gibt es keine pauschale Antwort. Ich sehe das problematisch. In der ersten Coming-Out-Phase sind Labels für viele extrem wichtig zur identitären Orientierung, für Lesben wären das z.B. butch, femme, tomboy etc. Später beginnt man meistens, diese Labels in Frage zu stellen und sich von ihnen wieder zu verabschieden. Ich finde es daher sehr gut, dass der Stammtisch ›queer‹ heißt: Gerade das Konzept ›queer‹ will ja solche Schubladen überwinden.

SW: Folgt daraus, dass Ihr solche Kategorien auch vermeidet, um andere zu beschreiben?

QC: Im Alltag spielen solche Kategorien schon eine Rolle. Gerade wenn man auf der Suche nach potentiellen Partner_innen ist, orientiert man sich an bestimmten Klischees. Aber solche Klischees sind natürlich oft irreführend.

SW: Also ist das mit den Labels jenseits der Theorie dann doch komplizierter. Eine praktische Frage zum queer-Sein an der Uni: Sind gender- und queer-Themen abgedeckt? Oder gibt es da noch Bedarf?

QC: Das ist je nach Fach ganz unterschiedlich. In der Anglistik gibt es in vielen Seminaren die Möglichkeit, solche Themen unterzubringen. In anderen Bereichen besteht aber noch Bedarf – zu manchen Forschungsfeldern klammert die UB die Literatur regelrecht aus.

SW: Konkrete Diskriminierung ist im universitären Kontext kein Thema?

QC: Nein, eigentlich nicht. Im Zweifels- oder Ernstfall kann man sich an das Antidiskriminierungsreferat (antidiskriminierung@fsk.uni-heidelberg.de) wenden. Oder bei unserem Stammtisch ansprechen.

Weitere Informationen, Kontaktdaten und die Termine für den nächsten Stammtisch findet Ihr auf der Homepage: queercampus.uni-hd.de oder über facebook.

Interview mit UnheilBar

unkommerzielles queeres Partytreiben in Heidelberg

SW: Wie kam es zur Gründung? Welchen Handlungsbedarf habt Ihr gesehen?

UhB: Die erste UnheilBar fand am 13. Februar 1997 in den Räumen des leider nicht mehr existierenden Autonomen Zentrums statt. Die les-bi-schwule Community Heidelbergs konnte zwar schon damals auf diverse Gruppen und Organisationen zurückgreifen – es fehlte aber eine regelmäßige Partyreihe. So taten sich dann unsere Gründungsmitglieder zusammen und initiierten das unheilbare Partytreiben. Damals galt auch schon das Motto, das uns jetzt immer noch wichtig ist: wir sind queer und unkommerziell!

SW: Kann man bei Euch mitmachen?

UhB: Unbedingt! Wir sind ja eine DIY-Gruppe und übernehmen bei den Parties alles selbst, von der Werbung, Orga, Deko, Musik bis zur Theke – kreativer, engagierter Nachwuchs ist allzeit willkommen. Wir treffen uns regelmäßig und sind auch außerhalb des Partytreibens ein sympathisches Grüppchen!

SW: Wann und wo sind die Parties?

UhB: Die Parties finden alle 2 Monate in der Villa Nachttanz statt. Genaue Termine geben wir dann rechtzeitig bekannt. Ferner findet man immer wieder unsere DJanes auch als Gäste auf anderen Veranstaltungen in Heidelberg, Mannheim und Karlsruhe.

SW: Für wen sind die Parties?

UhB: Unsere Parties richten sich an das ganze bunte LGBT-Spektrum und wir freuen uns über alle Hetero-Homo-Bi-Pansexuellen, die uns mit ihrer Präsenz beehren möchten. Wir sind ja u.a. bekannt für unsere DJanes, deren breit gefächertes musikalisches Programm alle Freunde des chartfreien Musikgeschmacks erfreut.

SW: Was fehlt in der Queer Szene in Heidelberg?

UhB: Eindeutig: eine oder auch gerne mehrere feste Locations, also Bars, Kneipen und Clubs! Heidelberg hat zwar ›queer-friendly‹ Orte – wie die Villa Nachttanz – aber dort ist man ja nur Gast. Für eine Unistadt ist das wirklich enttäuschend.

Weitere Informationen, Kontaktdaten und die Termine für die nächsten Parties findet Ihr auf der Homepage: www.unheilbar.org oder über facebook.

www.schwarzweiss-hd.de

»Ich respektiere Ghandi. Mein Weg ist ein anderer.«

Sampat Pal, Anführerin der Gulabi Gang

Felicitas Reichold studierte Ethnologie und Religionswissenschaft. Für ihre Magisterarbeit forschte sie drei Monate über die Gulabi Gang, eine Frauenrechtsbewegung in Indien. – Ein Gespräch über Frauen in Indien, Rebellion und den europäischen Blick.

Was für ein Bild haben wir in Europa von indischen Frauen?

In erster Linie ein Opfer-Bild. Die Frauen sind in unseren Augen unterdrückt vom patriarchalen System, ohne eigene Stimme, rechtlos, machtlos und passiv. Die »arme gedemütigte Schwiegertochter« und »Mitgiftmorde« sind so klassische Topoi des europäischen Diskurses über Frauen in Indien. Es gibt natürlich Ausnahmen: Die Bollywood-Schauspielerin fällt sicher nicht in dieses Opfer-Bild. Sie ist jedoch eine Ausnahmeerscheinung und wird im urbanen Indien verortet. Für sie gelten viele Restriktionen nicht.

Du hast eine Feldforschung bei der Gulabi Gang, einer Frauenrechtsbewegung in Indien, gemacht. Inwiefern trifft das Bild der »armen gedemütigten Schwiegertochter« zu?

Die Gulabi Gang vereint ganz stark zwei Frauenbilder. Die »Kommandantinnen« sind außergewöhnliche Frauen, die oft ausbrechen aus diesem Bild. Andererseits verdankt die Gulabi Gang ihren Ruhm Fällen, bei denen einer Frau Gewalt von ihrem Ehemann oder den Schwiegereltern angetan wurde. Nachdem sich die Gulabi Gang für diese Frauen einsetzte, werden viele Mitglieder, so dass viele Frauen der Gulabi Gang tatsächlich in schwierigen Umständen leben.

Familiäre Gewalt gegen Frauen ist ein großes Thema der Gulabi Gang. In welchen Bereichen engagiert sich die Gulabi Gang noch?

Sie versucht bei Mitgiftstreitigkeiten zu schlichten und fordert gleiche Bildungschancen, also dass auch Mädchen die Schule besuchen. Aber die Frauenrechtlerinnen intervenieren auch bei gender-unabhängigen Gerechtigkeitsfragen. Zum Beispiel bei Korruptionsfällen und wenn Menschen ungerechtfertigterweise ins Gefängnis geworfen werden, die sich keinen Anwalt leisten können.

Ein wichtiger Punkt ist das Eintreten für Menschen aus niedrigen Kasten. Wenn diese etwa willkürlich enteignet werden. In einer niedrigeren Kaste zu sein bedeutet, man muss sehr viel mehr dafür einstehen, dass die eigenen Rechte gewahrt werden. So wird eine angezeigte Vergewaltigung kaum verfolgt, wenn die Frau aus einer niedrigen Kaste kommt.

Generell herrscht eine »blame the victim«-Mentalität. Wenn Frauen anzeigen, dass ihr Mann sie schlägt, kommt oft als erstes die Frage, warum schlägt er dich denn? Die (männliche) Polizei geht erstmal davon aus, dass die Frau ihrer Rolle nicht gerecht wird und der Mann berechtigt ist, sie zu schlagen. Der Rechtfertigungszwang liegt bei der Frau.

Wie sieht die Intervention der Gulabi Gang konkret aus?

Oft fungiert Sampat Pal, die Anführerin der Gulabi Gang, als Mediatorin in diesen Konflikten. Wenn sie alleine nichts erreicht,

mobilisiert sie ihre Gang. Dann gehen 50 Frauen in pinken Saris zur örtlichen Polizeistation. Mit Journalistinnen und Journalisten als Druckmittel im Schlepptau blockieren sie so lange die Station bis sich ein Verantwortlicher bereiterklärt, mit Sampat Pal zu sprechen. In den allermeisten Fällen wird eine Anzeige registriert. Wenn nicht, wird die Sitzblockade wiederholt.

Welche Rolle spielt die Anführerin Sampat Pal in der Gulabi Gang?

Sampat Pal ist die Gründerin der Gulabi Gang. Sie hat eine starke Vorbild- und Identifikationsfunktion. Sehr oft wird von Sampat Pal auf die ganze Gruppe geschlossen. Sie ist unumstrittenes Zentrum der Bewegung. Viele Frauen wenden sich in Konflikten an sie in der Hoffnung, sie möge intervenieren. Es funktioniert nicht so, dass sie sagen: »Ah Sampat Pal macht das, ich kann das auch machen.« Auch neben Sampat Pal gibt es sehr bemerkenswerte Frauen in der Gulabi Gang, aber sie bilden eher die Ausnahme. Trotzdem bringen sie eine alternative Stimme in den Diskurs, wie eine Frau in Indien zu sein hat, was eine Frau machen kann. Sie stellen gesellschaftliche Rollenbilder in Frage – so zum Beispiel Gita, eine »Kommandantin« der Gulabi Gang.

Gita ist eine der Frauen, die du bei deiner Feldforschung kennenlerntest. Was ist an ihr besonders?

Gita hat einen sehr außergewöhnlichen Lebensentwurf. Sie wohnt nicht bei ihrer Schwiegerfamilie und ihrem Mann, sondern alleine in einer anderen Stadt. Ihr Mann und sie führen eine Fernbeziehung und auch die gemeinsame Tochter ist nur zeitweise bei ihr. Ihr Mann übernimmt völlig selbstverständlich den Großteil der Erziehungsarbeit.

Sind Gita und ihr Mann getrennt?

Nein. Sie haben sogar sehr verliebt gewirkt. Ihre Hochzeit war eine sogenannte »love marriage« und keine »arranged marriage«, was auch sehr ungewöhnlich ist.

Wieso tragen die Frauen der Gulabi Gang eigentlich alle pinke Saris?

Sampat Pal sagt, eine Uniform sei notwendig, um sich auf größeren Demonstrationen nicht aus den



Augen zu verlieren und von außen als Einheit wahrgenommen zu werden; auch um sich mehr als Einheit zu fühlen. Pink, weil pink jeder Frau gut steht und weil es nicht religiös oder politisch besetzt ist. Daher auch der Name »Gulabi Gang«: 2006 traten die Frauen das erste Mal einheitlich in pinken Saris auf. Die Presse bezeichnete sie als »Gulabi Gang« – gulabi ist Hindi für pink. Die Bezeichnung wurde zur Selbstbezeichnung.

Sitzblockade und Mediation in Familienkonflikten hört sich sehr friedlich an. Neben den pinken Saris gehören aber auch lange Holzstöcke zur Uniform. Wie steht die Gulabi Gang zur Gewaltfrage?

Interessant, das fragen immer alle. Sampat Pal sagt, »ich respektiere Ghandi, mein Weg ist ein anderer.« Gewalt ist eine Option, aber immer letztes Mittel. Zuerst wird versucht, den Konflikt dialogisch zu klären. Einige mit Stöcken bewaffnete Aktionen haben die Gulabi Gang berühmt gemacht, zu ihrem »Fame« beigetragen. Mittlerweile fungieren die Stöcke als Drohmittel. Der Mythos, dass die Frauen gewalttätig werden könnten, trägt zu ihrer Macht bei. Der Mythos bewirkt, dass sie gefürchtet sind und dass ihre Interventionen letztendlich erfolgreich sind.

Wurde auch tatsächlich zugeschlagen?

Angeblich ja. 1980 vermöbelte Sampat Pal mit vier anderen Frauen einen Mann der seit längerem seine Frau erbarmungslos geschlagen hatte, um ihm eine Lektion zu erteilen. Diese Aktion wird auch als Beginn der Gulabi Gang bezeichnet. Sie fungiert immer noch als latente Drohkulisse.

Sind die Mitglieder der Gulabi Gang mit Gegengewalt konfrontiert?

Davon habe ich nichts gehört. Sampat Pal hat mehrere Anzeigen, wegen Hausfriedensbruch, Widerstand gegen die Staatsgewalt, Körperverletzung... Verurteilt wurde sie nicht. Das ist jedoch üblich, weil der Justizapparat so überfordert ist, dass es zu vielen Verfahren nicht kommt. Vielleicht liegt es auch an der Bekanntheit ihrer Person. Sampat Pal wird oft bedroht, passiert ist ihr bisher nichts.

Wie bekannt ist die Gulabi Gang?

Regional ist sie sehr bekannt und oft in der Presse. Einige Journalistinnen und Journalisten berichten auch überregional. Viel Publicity bekommt sie zudem im Ausland, im sogenannten »Westen«, weil das so eine tolle Story ist: Im ländlichen korrupten, armen, abgelegenen Uttar Pradesh, wo alle anderen Frauen unterdrückt werden, gibt es eine Frau, die ihre Mitstreiterinnen in pinken Saris wickelt und gegen das Patriarchat aufbegehrt. So eine Geschichte lieben die europäischen Leserinnen und Leser. Dass die »westliche« Presse so sehr auf die Gulabi Gang abfährt, zeigt wie stark der Opferdiskurs verankert ist. Die Geschichte ist eine willkommene Alternative zur sonstigen Berichterstattung.

Hat sich die Gulabi Gang verändert im Laufe der Zeit?

Seit zwei, drei Jahren verändert sich die Gulabi Gang sehr stark. Sampat Pal strebt einen Schritt auf eine höhere Stufe an. Sie hat bei den Regionalwahlen im Februar für die Kongresspartei kandidiert. 2010, als ich dort war, lag der Fokus auch stärker auf der Politik, konkret auf der Unterstützung von der Gulabi Gang nahe stehenden Kandidaten und Kandidatinnen, als auf den Aktionen, für die die Gulabi Gang berühmt ist.

Die Gulabi Gang ist eine Selbstjustizorganisation, eine alternative Institution an die man sich wendet, wenn die korrupten Behörden versagen und gleichzeitig kandidiert die Anführerin für einen Posten in diesem System. Widerspricht sich das nicht?

Dieser Widerspruch wird Sampat Pal auch vorgeworfen. Früher hat sie viel über Parteien gewettert, weil diese sie zu Vereinnahmungen suchten. Ihre Argumentation ist nun, dass sie ihre Arbeit auf anderer Ebene, ausgestattet mit mehr finanziellen Mitteln und mehr institutioneller Macht, fortsetzen möchte.

Kann Sampat Pal als Inhaberin eines Amtes noch mit dem Stock bewaffnet losziehen?

Sampat Pal hat die Wahl nicht gewonnen, aber sie will weiter, sie will nicht nur Einzelfälle durch Selbstjustiz lösen, sondern grundlegend etwas verändern. Ob ihr das in der institutionalisierten Politik gelingt, bleibt abzuwarten.

Die Fragen stellte Nina Marie Bust-Bartels

ACTA als Reaktion auf digitale Kriminalisierung im Internet?

Fällige Zeitfragen als Antwort auf den Umgang mit Immaterialgütern



Tausende Demonstrant_innen brachte das geplante Handelsabkommen Acta in diesem Frühjahr europaweit auf die Straßen. Getrieben und angeheizt wurden sie von den im Web kursierenden Protesten gegen einen Vertragstext, dessen Ratifizierung laut Gegner_innen nichts Geringeres als das Ende grundlegender Freiheiten des Internets implizieren würde. Jetzt ist es still geworden um die maskierten Protestler_innen.

Aber worum geht es bei Acta? Diese anscheinend banale Frage gewinnt erstaunlich an Substanz bei eingängigen Parolen wie »Wir sind hier, wir sind laut, weil man uns die Pornos klaut«, die leider kennzeichnend sind für eine oft polemisch und sachkundig geführte Debatte. Beinahe hysterisch wird von Acta- Gegner_innen darauf verwiesen, wie mit der Unterzeichnung der Vertrages synchron auch Zugangssperrungen des Internets bei Rechtsverletzungen folgen könnten, ganz nach französischem Vorbild, wo bereits ein »Three-Strikes-Out-Modell« Praxis ist. Kurz erklärt: Nach zwei Vergehen, auf die mit einer Mahnung reagiert wird, folgt eine drastische Strafe, wie zum Beispiel die Sperrung des Internets für drei Monate oder länger.

Man empört sich also fleißig über geplante Zensur und Internetüberwachung, welche Zustände wie in China plötzlich auch in Deutschland möglich erscheinen lassen. Man zetert über die kapitalraffende, nimmersatte Unterhaltungsindustrie, deren Lobbyist_innen mal wieder, natürlich absolut undemokratisch und intransparent unter Ausschluss der Öffentlichkeit, ein perfider Streich geglückt ist.

Das Vorhaben von Deutschland und weiteren europäischen Staaten, internationale Produktpiraterie und Urheberrechtsverletzungen mit einem Strafenkatalog zu belegen, ist zunächst erfolgreich gestoppt.

Dies löste in der Bevölkerung einen Proteststurm aus: Allein 2,4 Millionen Unterschriften gegen Acta gingen auf der Online-Plattform Avaaz ein.

Damit soll nun ein Zeichen gesetzt sein, gegen die Umsetzung des traditionellen urheberrechtlichen Schutzes von Werken ohne Anpassung an die digitalisierte Landschaft, gegen ein marodes Geschäftsmodell, das künstlich zum Wohle der Unterhaltungsindustrie am Leben gehalten wird und gegen die ständige Überwachung von Internetnutzer_innen durch Provider_innen, die haftbar gemacht und gesetzlich dazu verpflichtet werden sollten, die Kommunikation ihrer Kunden zu überwachen und verdächtige Inhalte zu filtern.

Um der Dramatik der Acta-Gegner_innen ein wenig den Wind aus den Segeln zu nehmen, sei an dieser Stelle richtig gestellt, dass selbst die Ratifizierung des Abkommens im EU-Parlament, über die in Kürze entschieden werden soll, den deutschen Bürger_innen keineswegs vor eine politische Entität stellen würde. Denn zum einen ist das 52-seitige, nur unter beachtlicher Selbstbeherrschung lesbare, bandwurmartige Satzgeschwülst kein Freischein für staatliche Maßnahmen, da der Vertrag nicht die Gesetzeshoheit eines souveränen Staates aushebeln könnte – dafür müsste er erst in nationale Gesetze transferiert werden. Zum anderen ist der größte Teil der geforderten Maßnahmen ohnehin schon längst im deutschen Recht verankert, was das Aufbegehren gegen Acta fast hysterisch anmuten lässt.

Fest steht, dass die alleinige Forderung nach einer Ablehnung von Acta die Relevanz einer umfassenderen Diskussion über die Beachtung von Grund- und Urheberrechten in der digitalen Welt verkennt.

Dabei stellt sich natürlich ein weiteres Mal die Frage, wie sich der Kunstbetrieb finanziell über Wasser halten kann, in Anbetracht einer wachsenden Community, die sich von den Fesseln des Copy Rights befreien will und lieber »shared« als Geld für digitale Produkte auszugeben – hier muss also auch an das Verantwortungsbewusstsein der Nutznießer_innen gegenüber Kunstschaffenden appelliert werden. Es ist ja nicht erst nach den Äußerungen von Sven Regener offenkundig, dass durch den Legitimitätsverlust des Urheberrechts die Spezies der Kunstschaffenden existentiell bedroht ist. Aber wie gilt es damit umzugehen? Das ACTA-Abkommen und das noch sehr viel bemerkenswertere Vorhaben Ipred (Intellectual Property Rights Enforcement Directive), das eine konkret greifende EU-Richtlinie zur Durchsetzung der Rechte an immateriellen Gütern werden soll, stehen für eine härtere Verfolgung bei Urheberrechtsverletzungen, die auch einen Ausschluss aus der digitalen Gemeinschaft nicht ausschließen. Ob diese Entwicklung verhältnismäßig ist und ob es nicht besser wäre, ein alternatives legales Angebot zu etablieren, bleibt fraglich. Genauso wird zu klären sein, wie der Gesetzgeber, ohne die Grundrechte der Bürger_innen zu verletzen, ohne einen gigantischen Überwachungsapparat ins Leben zu rufen und ohne den Bauch der Unterhaltungsindustrie wohlwollend zu pinseln, einen Ausgleich zwischen der Beachtung der Leistung der Urheber_innen und den Interessen der Nutzer_innen schaffen kann.

von Annika Sterk

»Unser Mohr – ein Wahrzeichen im Herzen der historischen Altstadt«*

In der letzten un!mut-Ausgabe (Nr. 215) wurde im Artikel »Kritisches Weißsein: Ein Spaziergang durch Heidelberg« auf eine Schwarze lebensgroße Schaufensterpuppe aufmerksam gemacht, die im Tabakladen in der Hauptstraße in Heidelberg steht. Die Figur, die laut Inhaber_innen des Ladens bereits seit 1890 das Schaufenster ziert, spiegelt aufgrund ihrer unterwürfigen Körperhaltung, dem entblößten Oberkörper und dem Baströckchen, das sie trägt, etliche rassistische Vorstellungen wider, welche die weiße Mehrheitsgesellschaft in Deutschland und anderen europäischen Staaten seit der Zeit des Kolonialismus von Schwarzen Menschen hat. Der groteske Gesichtsausdruck der Puppe, ihre überzeichneten Lippen, aus denen sie laut Besitzer_innen ursprünglich Rauch auspusten konnte, sowie die saisonal wechselnde Kostümierung: mal mit orientalisierendem Fes, mal mit Fellmütze auf dem Kopf, reproduzieren ein Bild, das Schwarze Menschen als »infantil«, »unzivilisiert«, und vollkommen »andersartig« porträtiert. Eine derartige Darstellung von Schwarzen hat unabhängig von der Absicht der Ausstellenden zwei Funktionen:

1. Sie verhilft der weißen Dominanzgesellschaft zu einem Überlegenheitsgefühl und ermöglicht ihr, sich selbst durch die Abgrenzung vom »Wilden« als »zivilisiert« zu betrachten.

2. Sie legitimiert die Gewalt, die Schwarzen Menschen von den europäischen Kolonialist_innen während der Massendeportation aus Afrika, der Plantagensklaverei in den zwei Amerikas und im Kolonialismus angetan wurde, als Mittel zur »Zivilisierung«.

Die bloße Darstellung der Schaufensterfigur ist eigentlich ein ausreichendes Argument für die Fortschreibung kolonialrassistischer Ästhetik. Ein Klick auf die Homepage des Ladens offenbart aber eine noch erschreckendere Sicht auf das Verhältnis zwischen Ladenbesitzer_innen und der rassistisch als »unser Mohr« bezeichneten Puppe. Dem »Mohr im Fenster« ist eine eigene Rubrik auf der Webseite gewidmet. Dort wird die Figur als »inoffizielles Wahrzeichen der historischen Altstadt« Heidelbergs dargestellt. Außerdem knüpfen die Autor_innen der Seite durch die Beschreibungen »sein freundlicher, stiller Blick und seine anmutige Gestalt machten ihn schon früh zu einem Liebling der Heidelberger« und »unser Mohr« an die Vorstellung an, Schwarze Menschen seien ergebene Diener_innen.** Diese Ansichten stehen ebenfalls in Kontinuität zur Versklavung von Millionen Afrikaner_innen in den zwei Amerikas.

Gegen die Verwendung der Puppe wurde mittlerweile von unterschiedlichen Stellen Beschwerde beim Deutschen



Werberat in Berlin eingereicht, der auf seiner Homepage einen extra Reiter für rassistische Verstöße in der Werbung aufweist.*** Ferner wandte sich auch Heidelbergs Bürgermeister für Integration, Wolfgang Erichson, an die Ladenbesitzer_innen, die dessen Schreiben aber unbeantwortet ließen.

Nach ausgiebiger Korrespondenz mit dem Werberat erwies sich dessen Rassismusverständnis als sehr fragwürdig. Die Mitglieder der Institution, die ihre Entscheidungen über eingereichte Beschwerden am »Eindruck des verständigen Durchschnittsverbrauchers« und den »aktuell herrschenden Auffassungen über Sitte, Anstand und Moral in der Gesellschaft« festmachen, sahen an der Schaufensterfigur »nichts zu beanstanden«.**** Paradoxerweise betitelt Katja von Heinegg, Mitarbei-

terin des Werberats, die Figur zwar selbst als ein »Abbild des Menschenverständnisses und des Kolonialismus des ausgehenden 19. Jahrhunderts, das glücklicherweise und zu Recht in der heutigen Zeit überholt ist und nicht mehr akzeptiert wird«. Sie sieht aber trotzdem »keine reale Diskriminierung« von ihr ausgehen, da sie lediglich »als Puppe verwendet« werde.

Ihr erster Gedanke mag wünschenswert und völlig richtig sein, widerspricht aber der Verwendung einer solchen rassistischen Schaufensterfigur zu Reklamezwecken in der Heidelberger Fußgängerzone. Hätte der Werberat seine Stellungnahme konsequent zu Ende gedacht, käme eigentlich nur ein Platz für diese Figur in Frage: Ein Museum, das sich mit Deutschem Kolonialismus und rassistischen Darstellungen von Schwarzen Menschen beschäftigt. Dort würde den Betrachter_innen dann durch die notwendige Kontextualisierung ersichtlich, dass es sich hier um eine Verkörperung von Rassismus handelt und nicht um eine »exotische« Reklamefigur, die eben gerade weil sie immer noch als Schaufensterpuppe verwendet und »unser Mohr« genannt wird, rassistische Vorstellungen in der Gegenwart repräsentiert und damit auch heute eine diskriminierende Wirkung hat. Es bleibt deshalb zu hoffen, dass sich Heidelberg bald ein alternatives »Wahrzeichen« sucht, das, anstatt kolonialen Rassismus zu reproduzieren, für die Fähigkeit zur kritischen Selbstreflexion einer Stadt steht und Aufgeschlossenheit repräsentiert.

von Patrick Helber

* <http://www.drscheuringstabakladen.de/der-mohr-im-fenster.html>

** ebd.

*** <http://www.werberat.de/content/Beschwerdeformular.php>

**** <http://www.werberat.de/content/Diskriminierung.php>

Abenteuer Existenzgründung

Von Marktlücken, Langzeitgästen und braunen Bananen

Carmen Schmid hat im Juli 2011 das »Lotte Hostel« im Burgweg 3 in der Heidelberger Altstadt eröffnet. Als Existenzgründerin erzählt sie von ihrem Weg hin zum eigenen Hostel.

Katrin Wellnitz im Gespräch mit Carmen Schmid

Was ist »Lotte« für ein Ort?

»Lotte« ist zunächst ein Hostel im Burgweg 3, direkt unter dem Heidelberger Schloss. Die ursprüngliche Idee dafür kommt aus dem neuseeländisch-australischen Bereich, weil die Hostels da oft familiärer sind. Dieses Konzept gibt es hier in Deutschland nicht so oft. Das ist meine Inspiration für dieses Hostel.

Wieso heißt das Hostel »Lotte«? Wer ist Lotte?

Lotte ist die Vorbesitzerin vom Haus. Sie hat hier ein Studentenwohnheim geführt und mit in dem Haus gewohnt. Alles war komplett voll mit ihrem Zeug, da waren unter anderem Wagenräder dabei, Kuhglocken, Pferdegeschirre, Teppiche an den Wänden, knallbunte Fenster. Das ganze Haus war eigentlich ein Chaos und es war Lotte. Und deshalb muss es auch so heißen.

Wann hast Du dich dazu entschlossen, ein Hostel zu gründen?

Erstmal war ich ziemlich verzweifelt, weil ich meinen Job als Lehrerin nicht gemocht habe. Dann habe ich eine Auszeit genommen und bin für sechs Monate nach Neuseeland gereist. Dort habe ich diese familiären Hostels kennengelernt. Die Hostels waren kleiner und die Begegnungen dort sehr persönlich. Es war eher wie ein Besuch. Und das möchte ich hier auch so machen.

Wie kam es von der Idee zur konkreten Planung?

Das mit dem Hostel hat sich entwickelt, weil ich auf der Suche nach Marktlücken war. Heidelberg ist ein idealer Ort und zu diesem Zeitpunkt gab es »Steffis Hostel« noch nicht. In der Planungsphase habe ich dann erfahren, dass Steffi beabsichtigt, ein Hostel in Bahnhofsnähe zu gründen. Später sprach ich mit den Senioren der IHK, die Steffi bei ihrer Planung unterstützten und von ihnen erfuhr ich, dass Steffis Hostel von Anfang an unglaublich gut lief. Was würde das erst für ein Hostel in der Innenstadt bedeuten?

Wie hast Du dann dieses Haus gefunden?

Ich habe zwei Jahre lang nach einem Haus gesucht. Zuerst habe ich nur nach Mietobjekten gesucht und da habe ich immer Absagen bekommen, weil es den Vermietern dann doch unheimlich war mit einem Hostel: zu viele Umbauten, zu große Abnutzung. Nachdem ich dann beschlossen hatte, mal nach Kaufobjekten zu suchen, habe ich innerhalb von einer Woche dieses Haus gefunden.

Wann hast Du das Haus gekauft und wie lange hat es gedauert, bis Du das Hostel eröffnen konntest?

Im September 2010 habe ich den Kaufvertrag unterschrieben und im Januar 2011 habe ich zunächst selbst mit den Vorbereitungen begonnen. Ich habe Tapeten heruntergerissen, Putz von den Wänden geklopft, alles was ich selber machen konnte. Vormittags habe ich hier gearbeitet, nachmittags in meinem normalen Job und ab März ging es dann richtig los mit dem Umbau. Der dauerte dann noch vier Monate und im Juli 2011 haben wir das Hostel eröffnet. Zum Glück hatte ich viele liebe Helfer!

Wie hast Du Dich dann gefühlt, als die ersten Gäste kamen? Hattest Du ein richtiges Hochgefühl, oder warst Du eher panisch und gestresst?

Panisch und gestresst trifft es. Ich glaube, das war die anstrengendste Zeit, die ich in meinem Leben jemals erlebt habe. Am Anfang war so gut wie noch nichts fertig und die ersten Gäste waren schon im Haus, es hat nichts funktioniert. Aber den Leuten hat das gar nichts ausgemacht. Ich habe mit einer sensationellen Bewertung von 96% bei Hostelworld gestartet und habe mich gefragt: Wie kann das sein? Hier guckt überall noch der Putz raus, es ist nichts fertig gestrichen, überall kann man noch die Leitungen sehen. Am Anfang gab es nur zwei Toiletten für das ganze Hostel mit 26 Betten. Eine Toilette hatte sogar nur einen Vorhang, da die Firma, die die Toilettenwände machen wollte, uns hängengelassen hat. Da mussten wir die Wände selber machen. Das war schon übel.

Und wie sieht es heute aus? Wie hat sich »Lotte« seit der Eröffnung entwickelt?

Für mich ist es jetzt viel entspannter, weil gewisse Dinge einfach funktionieren. Es ist viel Dekoration dazugekommen, die das Hostel wohnlicher macht. Viele Probleme, die es am Anfang gab, sind jetzt einfach nicht mehr da. Ich weiß jetzt auch besser, auf was ich genau achten muss und die Abläufe sind klarer geworden. Das Team ist gut eingearbeitet, die Gäste treffen jetzt auf Leute, die wissen, was sie tun.



Wie ist Deine Beziehung zu den Gästen?

Der persönliche Bezug zu den Gästen lässt sich leicht herstellen, vor allem, weil das Hostel so klein ist. Es ist immer Zeit für ein Schwätzchen zwischendurch und oft kochen wir auch gemeinsam. Es entstehen manchmal regelrechte Kochgelage. Dann sitzen wir alle gemeinsam im Wohnzimmer, essen, quatschen oder spielen Spiele. Ich finde es auch schön, dass sich im Hostel Freundschaften entwickeln, vor allem mit den Gästen, die länger bleiben. Ich hatte schon einige Langzeitgäste hier und viele von denen waren Studenten, die zu Semesterbeginn keine Wohnung finden konnten. Für mich ist das toll, weil es mit Langzeitgästen eher wie in einer WG ist, man lernt sich besser kennen und führt auch tiefgründigere Gespräche.

Was heißt denn »Langzeitgäste«?

Langzeitgäste sind für mich Gäste, die länger als vierzehn Tage bleiben. Ein Gast ist jetzt schon bald ein halbes Jahr da, weil ihm die Wohnung abgebrannt ist. Der wollte auch nur zwei bis drei Monate bleiben, aber ich glaube, dem gefällt es hier.

Fallen Dir lustige Anekdoten aus dem Hostel-Alltag ein, an die Du dich besonders gerne zurückerinnerst?

Es gab einen Gast, an den ich mich gerne zurückerinnere, weil er so dermaßen verplant war.

Während seiner Anwesenheit waren überall im Hostel Bananen zu finden, dieser Gast war bekannt für seine Bananen und am liebsten auch schon sehr braune, auf Holzböden verteilt. Egal, wo er war, hinterher war eine Banane da und auch Kleingeld, Bananen und Kleingeld überall. Der war einfach eine Nummer. Dann gibt es noch eine lustige Geschichte mit einer Chinesin zum Thema »Freundschaften schließen«. Da stand eine kleine, schwarzhaarige Asiatin neben mir und zwei Gäste kamen uns entgegen, schauten uns an und der eine sagte: »Ihr seht genau gleich aus.« Wir haben uns dann bekrümelt vor Lachen. Das war so lustig, die

haben gesagt, unser Lachen sei das gleiche und wir waren eine viertel Stunde damit beschäftigt, Fotos von unseren Mündern in jeder nur denkbaren Variante zu machen. Und zu der habe ich auch heute noch einen tollen Kontakt, wir nennen uns jetzt Schwestern. Und das nur wegen des Lachens.

Hast Du ein Lebensmotto?

Eher ein Lebensgefühl. Ich habe mittlerweile das Gefühl bekommen, dass man solche Träume wie zum Beispiel die Eröffnung eines Hostels, auch realisieren kann, ich habe keine Angst mehr davor. Man denkt immer, das sei so viel, vor allem, weil man das noch nie gemacht hat. Aber man wächst hinein. Wenn du das wirklich machen möchtest, dann wächst du in so was hinein. Ich habe auch keine Ahnung von der Organisation gehabt, nicht von Bestimmungen, nicht von Hauskaufvorschriften, keine Idee vom Bankwesen, keine Idee von Krediten, ich wusste nicht, wie man einen Businessplan schreibt. Aber man kann sich das wirklich erarbeiten. Und vor allem diese Selbstständigkeit ist ein tolles Gefühl!

Hast du für die Zukunft noch einen großen Traum, etwas, was du unbedingt noch realisieren willst?

Seitdem ich das Hostel habe, gibt es tausend Ideen. Ich sehe dann, wo es noch Bedarf gibt. Das geht los bei Studentenwohnheimen auf intelligente Art und Weise. Und ich hätte auch total Lust, eine Alpaka-Farm zu eröffnen. Früher waren diese Träume alle furchtbar weit weg und jetzt denke ich mir: Warum nicht?! Das würde ich gerne allen Leuten mitgeben wollen: Verwirklicht das, es ist nicht so schwer!

Weitere Informationen auf: www.lotte-heidelberg.de

LOCI & TEMPORA CONCILIORUM

Mi, 20.6., 18:15 Uhr Vortrag: »Geteilte Verantwortung? Die »Lehren aus Auschwitz« und die Situation der Sinti und Roma heute«, Hörsaal 005, Institut für Bildungswissenschaft, Akademiestraße 3

Mi, 20.6., 19:30 Uhr Vortrag: »Medien und Krieg – wie Interventionen vorbereitet werden«, Volkshochschule, Bergheimer Straße 76

Do, 21.6., 20:30 Uhr DeltaJamSession, Jazzhaus Heidelberg

Fr, 22.6. & So, 24.6. »Sushi – the global catch«: ein Film zur Überfischung des Blauflossenthunfisches, Karlstorkino

Sa, 23.6., 11:15-22 Uhr Interkulturelles Fest unter dem Motto: »Endlich: Das Haus ist da!«, Universitätsplatz

Di, 26.6., 19 Uhr U20 Poetry Slam, Kulturfenster

Mi, 27.6., 18:15 Uhr Vortrag: »Erinnerungsbildung zwischen Differenz und Ungleichheit: Perspektiven auf Migration und Geschlecht«, Hörsaal 005, Institut für Bildungswissenschaft, Akademiestraße 3

So, 1.7., 13 Uhr contra.funk: Sendung der Radiogruppe des Autonomen Zentrums (im Exil) Heidelberg

Di, 3.7., 9 bis 18 Uhr Uniwahlen, in den Wahlräumen der Neuen Uni auf dem Campus Bergheim und im Theoretikum INF 306

Do, 5.7., 21 Uhr Konzert: Herrenmagazin, Häll

Fr, 6.7., 18 Uhr Bier mit Bernd, Alte Aula

Sa, 7.7., 19:30 Uhr Theateraufführung und Publikumsgespräch: »Benefiz – jeder rettet einen Afrikaner«, veranstaltet von schwarzweiss Heidelberg, Zwinger1

Sa, 7.7., 7:7 p.m. Gartenfest Wildwuchs: Essen, Musik und Umsonst-Flohmarkt

So, 15.7., 20 Uhr Perry O'Parson: Singer-Songwriter aus Karlsruhe, Action House, Bergheimerstr. 131

Sa, 21.7. & So, 22.7. Heidelberger Theatermarathon: Bühne frei für eine spielende Stadt, verschiedene Spielorte

Fr, 27.7., 20:30 Uhr [art/o/phonic] goes electronic mit Stadtgeschichten und Me on/off, Kulturfenster

Sa, 28.7., 10-15 Uhr Campus Flohmarkt im Marstall, kostenlose Standanmeldung unter pr@stw.uni-heidelberg.de

Di, 31.7. Greenpeaceschiff »Beluga 2« in Heidelberg

Fr, 17.8. bis So, 19.8. Sound of the Forrest Festival: Boy, Brandt Brauer Frick, Denis Jones, Marbachstausee Odenwald

So, 5.8. bis Sa, 1.9. Guerilla-Art.mx.: Mexican Street Art, Alte Feuerwache Mannheim

Mo, 1.10., 19 Uhr Offene Redaktionssitzung der un!mut, Marstall (auf der Empore über dem Buffet)



Do, 28.6. bis Sa, 7.7. Zeltfestival 2012
neue PH im Neuenheimer Feld 561

Fr, 29.6., 20 Uhr Improtheater Kopfsalat

Sa, 30.6., 20:30 Uhr Konzert: Dota & die Stadtpiraten, Bischler, Dominik Baer

Di, 3.7. Konzerte: Schallgarten, Mugge Meuschugge

Mi, 4.7., Lesung: Carlo Schäfer, danach offene Bühne

Do, 5.7., ab 17 Uhr Kosmodrom im Exil

Do, 5.7., 20 Uhr, Konzert: New Kids on the Plöck

Fr, 6.7., ab 21 Uhr Rock 'n' Roll Party mit den Rollin' Rockets

Sa, 7.7., 21 Uhr Konzerte: Supershirt, Kulturzi-geuner

Ökostrom an der Uni Heidelberg

Die Grüne Hochschulgruppe Heidelberg hat eine Petition ins Leben gerufen, mit der sie die Leitung der Universität Heidelberg dazu auffordert, ab 2014 vollständig auf Ökostrom umzustellen. Dabei soll die Universität im Zeichen der von ihr gepriesenen Nachhaltigkeit den Schritt in die regenerativen Energien wagen. Die Unterschriftenaktion läuft noch bis zum 13. Juli 2012. Dabei kann man die Petition im Internet auf der Seite <http://openpetition.de/petition/online/100-oekostrom-fuer-die-universitaet-heidelberg> einsehen und unterzeichnen, weiterhin liegen Unterschriftenlisten an der Uni aus: Zum Beispiel im Appel un' Ei auf dem Campus im Neuenheimer Feld. Bei Fragen oder Interesse wendet Euch an die Grüne Hochschulgruppe auf www.ghg-heidelberg.de

Mut zu reisen?

Wer für die Ferien eine Alternative zu den kommerziellen Reiseunternehmen sucht und Lust hat, mit einer Gruppe selbstorganisiert durch die europäischen Lande zu ziehen, ganz im Sinne von Pfadfinder*innen, der/die findet bestimmt beim »Arbeitskreis ökologische Kinder- und Jugendfreizeiten« was. Übrigens auch eine großartige Möglichkeit, sich selbst als Teamer*in solcher Freizeiten auszuprobieren: www.bawue.bdp.org.

Uni-Proteste in Tschechien



Als der tschechische Bildungsminister im letzten Jahr Reformen zur Ökonomisierung der Hochschulen initiiert, reagieren Studenten, Dozenten und Mitglieder der akademischen Verwaltung mit den größten Uni-Protesten seit der Samtenen Revolution 1989. UNIMUT bricht das Schweigen der deutschen Medienlandschaft und berichtet ausführlich über die Woche der Unruhe im Februar, den Erfolg der Bewegung die Reform abzuwehren und die gesellschaftliche Bedeutung einer engagierten Studentenschaft.

Von Janina Reibold & Chiara Westermann

Die Erklärung der Initiative Für freie Hochschulen

Die akademischen Freiheiten und die Selbstverwaltung der Hochschulen wurden von Studenten und Pädagogen als ein Teil der erneuerten Freiheiten der ganzen Gesellschaft vor zwei Dekaden gewonnen. Für frei halten wir die Hochschulen in dem Fall, wenn die akademische Gemeinde mit adäquater Vertretung von Studenten, Lehrkräften sowie von Wissenschaftsarbeitern über alle wichtigen Fragen der Hochschule demokratisch und unabhängig von äußerem politischen und ökonomischen Druck entscheidet. Die gegenwärtige Regierung bedroht diese Freiheiten mit den beabsichtigten Veränderungen der Hochschulgesetze grundsätzlich.

Wir verteidigen nicht den Status quo der öffentlichen Hochschulen – wir als akademische Gemeinde kennen ihren Status besser als irgendein Staatsbeamter oder Politiker, der die Veränderungen vorbereitet. Ist es aber nicht alarmierend, dass zu beiden gesetzgeberischen Intentionen der Rat für Hochschulwesen, die Tschechische Rektorenkonferenz und die überwiegende Mehrheit der akademischen Senate eine ablehnende Stellung eingenommen haben? Deshalb lehnen wir nicht nur die beiden oktroyierten Intentionen ab, sondern betonen zugleich: das Problem der Intention steckt nicht in den Details und Formulierungen, die vielleicht ein klügerer Minister besser erklärt hätte. Nein. Wir lehnen die Ideengrundlage der Hochschulreformen, sowohl ihre Ziele, als auch die Methode der Durchsetzung, ab.

Die ministerialen Reformatoren glauben, dass das Marktprinzip und die Managerführung den anderen Organisationsprinzipien der öffentlichen Institutionen übergeordnet sind. Hiervon gibt es nur einen Schritt zur simplifizierenden Anschauung der Bildung als Ware, welche die Studenten wohl befummeln, loben, kaufen oder sein lassen können, und später in Form ihrer Qualifikation auf dem Arbeitsmarkt verkaufen werden.

Der Sinn und die Berufung der Hochschulen finden wir aber in etwas anderem. Sie bestehen in der Erkenntnis der Welt, für manche auch in ihrer Veränderung und in der Vermittlung des Erkannten an Andere. Der Lehrer und der Schüler sind nicht bloß wegen einander oder sich selbst zuliebe da, beide sind hier wegen der Wissenschaft; einer allgemeinen sowie konkreten. Die Hochschulen spielen zugleich eine unersetzbare Rolle im Bildungswesen, sie erziehen zu der Kraft, nicht an einem vorweg erzeugten Weltbild teilzuhaben, d.h., zu einem selbständigen und kritischen Denken. Darin sind sie außergewöhnlich. Den Nutzen dieser Ausnahme reservieren sie nicht für sich selbst: in Form eines öffentlichen Gutes dient er der ganzen Gesellschaft. Und demokratische Gesellschaften sollten unserer Überzeugung nach ohne weitere Gebühren einem jeden eine Ausbildung in Abhängigkeit von seinen Fähigkeiten ermöglichen.

Die Grundvoraussetzung für die Existenz der freien Hochschulen ist ihre Selbstverwaltung. Worin besteht sie? Sie besteht in der Freiheit, die Leitung zu wählen und zurückzurufen, die Art von Anwendung der von der Gesellschaft zugeteilten Mittel festzusetzen und das zu bestimmen, womit sich die Hochschulen befassen werden.

Die von der Regierung entworfenen Gesetze sollen diese Freiheiten beschneiden. Was hätten sie zur Folge? Eine Beschränkung der Wählbarkeit der Hochschulleitung durch die akademische Gemeinde, Umformulierung der Kompetenzen und Ersetzung eines Teils der Wahlen durch Ernennung von oben. Weiter eine Beschränkung der Kompetenz, mit den anvertrauten Mitteln aufgrund eigener Entscheidung zu disponieren, Eindringen privater finanzieller und geschäftlicher Interessen in die Hochschulwirtschaft, Einschränkung einer freien Forschung, und einer Unterordnung von Unterricht und Forschung den aktuellen Bedürf-

nissen des freien Marktes. Auch die Hochschulen sollen sich der unsichtbaren Hand des Marktes fügen: Forscher sollen im Auftrag arbeiten, Lehrkräfte sollen das unterrichten, was momentan der Arbeitsmarkt nachfragt, Absolventen sollen Fachidioten werden; Produkte sollen mit gründlich internalisierter Bereitschaft, einem privaten Interesse dienen. Die Hochschulen sollen zu Leibeigenen werden.

Wir fordern deshalb nicht nur die akademische Gemeinde, sondern auch die breite Öffentlichkeit auf, uns in der Verhinderung dieses Prozesses zu helfen! Nehmt an den Protesten teil! Wir kämpfen nicht um eigene Privilegien, sondern verteidigen die Freiheit der Forschung und deren Anwendung und damit auch die Freiheit der Gesellschaft als solcher.

Quelle: <http://prohlaseni.zasvobodnevysokeskoly.cz/index.php?lang=de&alias=&action=>

»Die Hochschulreform ist Teil der Regierungspolitik – Reduzierung der öffentlichen Finanzierung, mehr marktgesteuerte Mechanismen«

Interview mit Miroslav Jašurek, Vorsitzender der Studentenkammer des Hochschulrates in Prag

In der »Woche der Unruhe« Ende Februar wurden bis zu 10.000 Demonstranten in den Straßen Prags gezählt: Warum finden studentische Proteste in solchem Ausmaß statt? Was ist ihr Ziel?

Die Proteste richteten sich gegen die Einführung der Hochschulreform, die vom Bildungsministerium vorgeschlagen wurde. Der Reformvorschlag enthielt Änderungen der Hochschulverwaltung, des Studienverlaufs und der Finanzierung sowie Änderungen im System der Qualitätskontrolle. Das derzeitige Hochschulsystem in der Tschechischen Republik bezieht sich immer noch auf Humboldts Auffassung der Universität als Gemeinschaft von Akademikern und Studenten, die gemeinsam am Unterrichten und Lernen teilnehmen, was wiederum mit Forschung und anderen kreativen Tätigkeiten in Verbindung steht. Die Verwaltung der Hochschulen basiert auf der Auffassung einer unabhängigen Selbstverwaltung der akademischen Gemeinschaft, mit einem hohen Grad an studentischer Beteiligung. Studenten, die an öffentlichen Institutionen eingeschrieben sind (beinahe 85% aller Studenten der Tschechischen Republik), bezahlen keine Studiengebühren.

Die Reform sollte Studiengebühren für alle Studenten in Höhe von ungefähr 400 Euro pro Semester einführen, die studentische Beteiligung in den Verwaltungsorganen reduzieren (zur Zeit liegt der studentische Anteil zwischen einem Drittel und der Hälfte aller Mitglieder des Senats) und ein neues Verwaltungsorgan einführen, dessen externe Vertreter einen direkten Einfluss auf den Alltag der Universität ausüben würden.

Dieser Reformvorschlag wurde von den Vertretern der Hochschulen verworfen – von der Rektorenkonferenz, dem Hochschulrat und auch von den Studentenvertretern. Die Vertreter der Hochschulen teilten ernsthafte Sorgen bezüglich der Auswirkungen einer solchen Reform, was die Qualität der Hochschulbildung, die akademischen Frei-

heiten und den öffentlichen Charakter der Hochschulen in der Tschechischen Republik betrifft. Deswegen bestand das Hauptziel der Proteste darin, dass die Regierung den Reformvorschlag zurücknimmt und die Verhandlungen mit den Hochschulvertretern neu beginnen, damit die nächsten Änderungen im tschechischen Hochschulsystem konstruktiv und nicht destruktiv werden.

Wann und warum begannen die Proteste? Gab es weitere große Demos außer denen im Februar und April?

Die Proteste begannen am 19. Januar 2012 mit dem Streik der akademischen Gemeinschaft der Karls-Universität in Prag – dieses Ereignis war der Anfang weiterer Aktivitäten. Im Februar wurden weitere Veranstaltungen an anderen Universitäten organisiert, ihr Hauptziel war es, ein Bewußtsein für den Reformvorschlag und dessen Risiken zu wecken. Eine Gruppe von Studenten und Akademikern verfasste ein alternatives Dokument mit dem Titel »Der kritische Führer zur Hochschulreform«, in dem die Gefahren und Risiken der Reform erklärt wurden. Es fand große Verbreitung an Universitäten unter Studenten und Akademikern. Nach dem Ende der Woche der Unruhe gab es keine großen Demonstrationen mehr, hauptsächlich wegen des Rücktritts des Bildungsministers Dobeš.

Was ist während der Proteste passiert? Wie wurden sie organisiert, welche Aktionen und Initiativen gab es?

Der sichtbarste Teil der Proteste bestand aus den Demos in den tschechischen Universitätsstädten, es gab aber auch andere Veranstaltungen. Die sogenannte Woche der Unruhe begann mit einer Reihe von Veranstaltungen, die in zwölf Universitätsstädten stattfanden – die Nacht der

Universitäten. Sie umfasste Vorlesungen, Debatten, Präsentationen von Forschungstätigkeiten, kulturelle Veranstaltungen, usw. Das Hauptziel dieser Veranstaltung war es, dem Publikum die Vielfalt der Universitätstätigkeiten zu präsentieren – die wichtige Rolle der Universitäten und ihre kreativen Tätigkeiten zu zeigen. Danach folgten die Demos und Protestzüge. Die meisten Veranstaltungen wurden gemeinsam von der nationalen Studentenvertretung organisiert – von der Studentenkammer des Hochschulrates, studentischen Mitgliedern der akademischen Senate der Universitäten und der bürgerlichen Initiative »Für freie Hochschulen«. Allerdings boten auch die Institutionen Unterstützung – wir haben keine Versuche von Seiten der Verwaltung wahrgenommen, die Veranstaltungen an den Hochschulen zu verhindern. Manche Rektoren gaben sogar den Studenten und Lehrern offiziell den Tag frei, damit sie an den Demos teilnehmen konnten.

Wer nimmt an den Protesten teil? Studenten, Professoren, Leute außerhalb der akademischen Welt? Wer leitet sie?

Die meisten Teilnehmer waren natürlich Studenten, aber auch Akademiker (einer der Hauptsprecher der Prager Demo war der Vizerektor der Karls-Universität Stanislav Štech), Lehrer und auch Leute außerhalb der Akademie. Man kann nur schwer von einer einzigen Leitung sprechen, ganz viele Aktivitäten und Veranstaltungen wurden von unten initiiert.

Wie kompakt ist die Bewegung? Vertritt sie eine bestimmte politische Richtung oder ist sie unabhängig vom Rechts-Links Schema?

Die Universitäten in der Tschechischen Republik sind immer noch sehr vorsichtig, wenn es darum geht, mit einer politischen Partei oder gar einer politischen Bewegung assoziiert zu werden. Zum Teil ist dies die Folge der Entwicklung vor November 1989, als die Universitäten von der Kommunistischen Partei, die an der Macht war, kontrolliert wurden. Von daher haben sich die Proteste nicht in einer partei-ähnlichen Sprache ausgedrückt.

Zur Zeit wäre es übertrieben, von irgendeiner Art Bewegung zu sprechen, da die Proteste sehr eng mit dem Reformvorschlag und der Figur des ehemaligen Bildungsministers Josef Dobeš in Verbindung standen. Allerdings hatten die Proteste sowie andere Initiativen ein gemeinsames Ziel, nämlich einen starken Einspruch gegen den Reformvorschlag, auch wenn deren einzelne Beweggründe nicht immer dieselben waren.

Würdest Du sagen, dass die Proteste bereits erfolgreich waren?

Die derzeitige Regierung ist sehr widerwillig, was Reaktionen auf unterschiedliche Formen von öffentlichem Dissens betrifft. Meistens benutzt sie die Rhetorik der »Reform« und behauptet, dass Reformen eben nicht schmerzlos sind, dafür aber trotzdem notwendig. Dies ist auch im Fall der Hochschulreform passiert. Nach dem Rücktritt des Ministers hat der neue Minister immerhin den Reformvorschlag aus den Verhandlungen der Regierung zurückgezogen. In

dieser Hinsicht waren die Proteste erfolgreich, obwohl wir wiederum auch nicht sagen können, dass die Proteste der einzige Grund für die Zurücknahme der Reform gewesen sind. Persönlich erachte ich es als großen Erfolg, dass die akademische Gemeinschaft, Studenten zusammen mit ihren Lehrern, ihre Fähigkeit bewiesen hat, als Einheit zu agieren und sich schnell und sehr effizient zu organisieren. Es hat sich auch gezeigt, dass Akademiker und Studenten ähnliche Werte teilen, und dass sie dazu imstande sind, aufzutreten, um diese zu verteidigen.

Wie entwickeln sich die Dinge jetzt? Was wird als nächstes passieren?

Auch wenn die Proteste keinen sofortigen und direkten Effekt erzielt haben, wurde der Reformvorschlag von der Regierung weder diskutiert, noch gebilligt, wie eigentlich geplant. Herr Dobeš ist am 21. März zurückgetreten. Im April gab es eine Art Regierungskrise, eine der Regierungsparteien hat sich geteilt und die »ursprüngliche« Partei hat die Regierung verlassen; der »neue Teil« ist allerdings in der Regierung geblieben und die Regierung hat immer noch die Mehrheit im Parlament. Erst danach ist der neue Bildungsminister Petr Fiala eingetreten. Er ist nicht Mitglied irgendeiner Partei und wurde vom Ministerpräsident höchstpersönlich als Experte gewählt – bis 2011 war er Rektor der Masaryk Universität in Brno, der zweitgrößten Universität in der Tschechischen Republik. Herr Fiala hat angekündigt, er sei bereit, den Reformvorschlag zu revidieren und ihn mit den Vertretern der Hochschulen zu verhandeln. Gleichzeitig hat er vor, einen Vorschlag zur Einführung von Verwaltungsgebühren zu entwickeln, der die ursprüngliche Idee der aufgeschobenen Studiengebühren ersetzen soll – immerhin wäre es eine der größten Änderungen im Hochschulsystem seit 1990.

Welche Verbindung gibt es zwischen den Protesten und dem Rücktritt des Bildungsministers? Was hältst Du von den offiziellen Gründen, die er angeführt hat?

Josef Dobeš ist zurückgetreten, nachdem während einer Regierungsversammlung Einsparungen für das laufende Steuerjahr 2012 im Bereich der Bildung gebilligt wurden. Der Minister hat verlangt, mehr Geld in anderen Bereichen als in der Bildung einzusparen, war aber nicht erfolgreich. Andere Gründe für seinen offiziellen Rücktritt waren bedeutsame Probleme mit der Hochschulreform, der Schulreform, den europäischen Geldern, dem regionalen und lokalen Bildungssystem und der allgemeinen Handhabung des Ministeriums – und seine Unfähigkeit, sie zu lösen. Die Regierungsversammlung war ein ziemlich guter Vorwand für den Rücktritt, auch wenn der Minister behauptet hat, dass nur die finanzielle Lage des Bildungsbereichs von Belang sei.

Sind die Proteste beim breiteren Publikum eher auf Unterstützung oder Ablehnung gestoßen?

Im Allgemeinen haben wir ganz viel publicity bekommen – im Vergleich zu den Gewerkschaftsprotesten, die von der Menge der Protestierenden her viel größer waren. Wir wur-

den auch von kulturellen Institutionen, etwa von den Theatern in Prag, von bürgerlichen Initiativen und von der breiteren Öffentlichkeit unterstützt.

Wie wurden die Proteste präsentiert bzw. dargestellt in den tschechischen Medien?

Manche Medien, wie beispielsweise der größte kommerzielle Fernsehsender Nova, hat versucht, die Proteste anzuklagen, und hat die Studenten als Leute dargestellt, die eigentlich gar nichts über die Reform wissen und nur gegen die Gebühren protestieren – diese Versuche waren allerdings nicht sonderlich erfolgreich. Der Schlüsselfaktor dafür war, dass die Proteste sich nicht nur gegen Gebühren richteten, und dass wir, zusammen mit den Akademikern, fähig waren, dem breiteren Publikum zu erklären, warum wir protestieren. Außerdem war die Bewegung ziemlich dezentralisiert, sodass es für die Medien schwierig war, eine oder zwei wichtige Figuren zu verurteilen oder leicht die ganze Bewegung mit ihnen zu identifizieren.

Das allgemeine Bild war eher unscharf, weil die Medien zugleich Minister Dobeš sehr stark kritisierten; die meisten aber, vor allem die Tageszeitungen, unterstützten eher die Reformen, vor allem die Einführung von Studiengebühren.

Gibt es eine Verbindung zwischen den geplanten Änderungen des Universitätssystems und den Änderungen und Entwicklungen auf einer breiteren politischen Ebene? Haben die Proteste eine breitere politische Wirkung? Sprechen sie allgemeinere Fragen an?

Die Hochschulreform ist Teil der Regierungspolitik gemeinsam mit Reformen im Gesundheitssystem, der Rentenreform, der Steuerreform und anderen. Das Hauptziel ist ähnlich – Reduzierung der öffentlichen Finanzierung, mehr marktgesteuerte Mechanismen nach Manager-Art, weniger Verfügbarkeit für die breite Öffentlichkeit. Allerdings ist, wie ich schon gesagt habe, die Hochschulgemeinschaft nicht sehr willig, direkt an der parteipolitischen Logik teilzunehmen, weshalb es keine Überlappung gegeben hat zwischen den Protesten gegen die Hochschulreform und anderen Protesten.

Die einzige Ausnahme war die Teilnahme der Bewegung »Für freie Hochschulen« an den Protesten der Gewerkschaften gegen die Reformen und die Regierung als solche, die Neuwahlen gefordert haben. Nachdem die Leiter der Initiative sich entschieden haben, sich an den breiteren politischen Aktivitäten und nicht nur an Fragen der Hochschulen zu beteiligen, hat ein Teil der Mitglieder die Initiative verlassen. Die studentische Teilnahme an den Protesten, die von den Gewerkschaften organisiert wurden, war eher unbedeutend.

Findet zur Zeit ein politischer Wechsel statt in der Tschechischen Republik, d.h. weg von einer neoliberalen Politik?

Es gibt zunehmend eine öffentliche Ablehnung der Regierungsreformen – diese können tatsächlich als neoliberal bezeichnet werden. Aber die Regierungspolitik ändert sich überhaupt nicht. Wie ich schon gesagt habe, die Regierung zeigt keine bedeutende direkte Reaktion auf große öffentliche Veranstaltungen wie die Demonstration der Gewerkschaften im April, als hunderttausend Menschen auf der Straße waren.

Gehören die derzeitigen Proteste in die Tradition der Studentenproteste von 1939, 1968 und 1989, oder haben sie sich davon gelöst?

Die Proteste wurden tatsächlich mit der Tradition der Studentenproteste in Zusammenhang gebracht – sowohl in den Medien als auch von Seiten mancher Organisatoren. Diese Verbindung wurde allerdings nicht durch alle Organisatoren unterstrichen, und wir als der nationale studentische Vertretungskörper haben eher alle Versuche zurückgewiesen, die Proteste besonders mit denen von 1939 und 1989 zu vergleichen, da die Situation völlig anders war.

Trifft die Kritik der Restrukturierung und Reorganisation des Bildungssystems auch auf andere europäische Länder zu? Könnte es geradezu als allgemeine Tendenz betrachtet werden, die Europa als Ganzes betrifft?

Es findet sicherlich eine ganze Reihe von Reformen des Bildungssystems statt in vielen Ländern – und sie sind ähnlicher Natur. Alle Reformen versuchen, die akademische Selbstverwaltung zu reduzieren, die akademischen Freiheiten und die Unabhängigkeit der höheren Bildung im allgemeinen einzuschränken, Studiengebühren einzuführen oder zu erhöhen, und höhere Bildung sehr stark mit den vermeintlichen Bedürfnissen des Arbeitsmarktes zu verbinden. In dieser Hinsicht ist es sicherlich eine sehr negative, aber immer noch sehr mächtige Tendenz.

Ist die tschechische Studentenbewegung Teil eines internationalen Netzwerkes? Ist sie mit anderen europäischen Studentenprotesten verbunden?

Die nationale tschechische Studentenvertretung ist Mitglied der europäischen Studentenunion (ESU), und diese hat unsere Proteste unterstützt. Meistens unterstützen auch wir Proteste in anderen Ländern, wie zum Beispiel neulich in Ungarn und Spanien.

Warum haben die europäischen Medien, vor allem in Deutschland, so wenig über die tschechischen Proteste berichtet?

Ich kenne die Situation nicht so gut, aber ich vermute, es ist die Folge der allgemeinen Rezeption der Tschechischen Republik im Ausland und der Relevanz ihrer sozialen und politischen Fragen.

Außerdem steht Hochschulpolitik meistens relativ im Hintergrund im Vergleich zu anderen wichtigen Themen,

über die aus dem Ausland berichtet wird.



Das Theater als Ersatz des Parlaments

Interview mit Alena Wagnerová

Alena Wagnerová hat die neusten Studentenproteste in der Tschechischen Republik als Beobachterin und Aktivistin begleitet. Sie wurde 1939 in Brno (CZ) geboren, studierte dort Biologie und Pädagogik, anschließend Theaterwissenschaft. Ab 1966 lebte sie in Prag. 1969 zog sie in die BRD, wo sie Germanistik und Komparatistik studierte. Seitdem wohnt sie zwischen Saarbrücken und Prag, schreibt auf Tschechisch und Deutsch Erzählungen, Essays, Theaterstücke, Hörspiele, Beiträge für deutsche und tschechische Zeitungen und Zeitschriften. Sie hat die Biographie Milena Jesenskás, der Baronin Sidonie Nádherná und der Familie Kafka verfasst, zudem hat sie Milena Jesenskás Briefe herausgegeben.

Sehen sich die Studierenden in Tschechien in der Protesttradition von 1939 – 1968 – 1989 [siehe historischer Abriss auf Seite VIII]?

Schon. Es ist der 17. November 1939, der diese Tradition begründet. Worum es damals ging? Am 28. Oktober 1939, dem Staatsfeiertag der Tschechoslowakischen Republik, demonstrierten Prager Studenten gegen die deutsche Okkupation. Es kam zu einem Zusammenstoß mit der Polizei, bei dem der Medizinstudent Jan Opletal tödlich verletzt wurde. Seine Beerdigung am 17. November verwandelte sich in eine große Demonstration, worauf die Okkupationsmacht mit der Hinrichtung von neun Studenten, der Schließung der tschechischen Hochschulen im Protektorat und der Deportation von 1200 Studenten ins Konzentrationslager reagierte. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges hat man den 17. November zum Internationalen Tag der Studenten erklärt, davon weiß man im Westen heute wohl nichts mehr. Die tschechischen Studenten hatten ihn aber durch all die Jahre immer gefeiert. Es ist kein Zufall, dass gerade der Zug der Studenten zum fünfzigsten Jahrestag des 17. November zur Initialzündung der Samtenen Revolution wurde. Nicht zuletzt waren die tschechischen Studenten auch die letzten, die bis April 1969 an den Idealen des Prager Frühlings festhielten. Man braucht nur an die Selbstverbrennung Jan Palachs zu denken. Eine starke Tradition des Ungehorsams, des Protestes ist also da, auf die man sich stützen kann, die trägt. Und es gibt bei uns auch eine Art Glauben an die Studenten als politische Kraft.

In der Berichterstattung über die italienischen Studierendenproteste schafften es die Medien, in der Gesellschaft das Feindbild des faulen Studenten zu konstruieren, der zu nichts nütze ist und nicht arbeiten will. Wäre so etwas in der tschechischen Gesellschaft möglich?

Nein, einige regierungsfreundliche Medien hätten es schon gerne gemacht, es ist ihnen aber nicht gelungen, die Studenten als eine faule Truppe abzuservieren. Und der Versuch, den ganzen Protest auf die Frage der Studiengebühren zu reduzieren, schlug weitgehend fehl. Inzwischen protestiert die ganze tschechische Öffentlichkeit gegen die Politik der Regierung.

Haben die Intellektuellen denn in Tschechien ein größeres Ansehen?

Ich würde statt »Intellektuelle« lieber »Kultureliten« sagen. Die Kultureliten waren traditionell in der tschechischen Gesellschaft die führende Kraft. In der Zeit der tschechischen Wiedergeburt im 19.

Jahrhundert sind wir als eine Nation wiederentstanden und daran hatten die Schriftsteller und Künstler einen Löwenanteil. Bis 1918 gehörten wir zu der österreichischen Monarchie und hatten keine eigene Staatlichkeit, es konnte sich also keine prägnante politische Elite entwickeln. Die Kultureliten ersetzten gewissermaßen die politischen. Bildhaft ausgedrückt, ersetzte das Theater das Parlament. Auch das ist eine Tradition: In der Samtenen Revolution 1989 fanden die ersten Debatten der Bürgerforen in den Theatern statt. Und nach dem gewaltsamen Ende des Prager Frühlings 1968 ist der wesentliche Teil der Kulturschaffenden in die Opposition oder ins Exil gegangen.

Mit der historischen Entwicklung der tschechischen Gesellschaft, der mangelnden eigenen Staatlichkeit bis 1918, hängt zusammen, dass sich die politischen Eliten sehr oft aus den Kultureliten rekrutierten. Dies gilt auch für den ersten Präsidenten der Tschechoslowakei in den Jahren 1918 bis 1935, Thomas Garrigue Masaryk, der als Philosoph und Universitätsprofessor Repräsentant der Kultureliten war.

Ebenso gehörte als Schriftsteller und Dramatiker Václav Havel der Kulturelite an, der nach der Samtenen Revolution 1989 Staatspräsident wurde. Es gibt, beziehungsweise es gab, bis 1989 in Tschechien eine Tradition, dass die Kultureliten auch im politischen Leben der Gesellschaft ein Wort mitreden.

Haben die Nazis 1939 die Universitäten in Tschechien auch deswegen geschlossen, um das Volk auf die Knie zu zwingen?

Sicher. Die Nazis wollten die Nation der Eliten berauben, um sie dann leichter beherrschen zu können. Aber das Bewußtsein, dass uns nur die Kultur als Nation erhalten kann, war damals sehr ausgeprägt. 1989 bedeutet in dieser Hinsicht einen gewissen Bruch. Die neuen politischen Eliten, also speziell die rechte ODS von Václav Klaus, hat die Kultureliten aus ihrer zentralen Position in der Gesellschaft verdrängt, weil sie in ihnen eine Konkurrenz in der Beeinflussung der Gesellschaft sahen, und die Kultureliten haben ihre Position einer spezifischen politischen Kraft, die nicht der Parteipolitik, sondern der Polis, der Gemeinde, in ihrer Selbstreflexion dient, kampflos geräumt, weil sie in der Existenz eines freien unpolitischen Schriftstellers ihre Befreiung von den früheren Zwängen der Politik sahen. Es war ein großes Mißverständnis, das sich bis heute rächt. Denn die Rechte mit ihrer neoliberalen Ideologie braucht die Kultur nur als Unterhaltung und Event. Ein schierer Utilitarismus also. So sieht augenblicklich die Situation aus. Die Woche der Unruhe ist auch ein Protest dagegen, gegen die Aushöhlung des kulturellen Erbes, wozu auch die Universität als Institution gehört.



Bereits 2004 gab es eine »Woche der Unruhe«. Worum ging es damals?

Die Etats der Universitäten sollten radikal gekürzt werden. Damals ging es noch nicht wie diesmal um eine neue Hochschulpolitik, die totale Umstrukturierung der akademischen Institutionen und die Beschneidung ihrer Autonomie und die Kommerzialisierung der Hochschulausbildung mit der Einführung der Studiengebühren. Es war noch kein Gesetz, sondern »nur« Sparmaßnahme. Die Studenten und Dozenten sind aus Protest gegen diese radikalen Kürzungen auf die Straße gegangen. Und es zeigte sich, dass die Universitäten, wenn sie auf die Barrikaden gehen und solidarisch sind, doch große Macht haben. Denn nachdem die Universitäten geschlossen erklärten, unter diesen Bedingungen werden sie keine Erstsemester aufnehmen und keine neuen Jahrgänge öffnen, hat die Politik nachgegeben. Aber freilich nach Hintertürchen gesucht, um ihre Politik der Verwirtschafterung aller Bereiche des Lebens doch durchzusetzen.

Was unterscheidet die aktuellen Proteste von denen im Jahr 2004?

Jetzt geht es um viel mehr, um das »Umkrempeln« aller Universitäten nach dem Geist des Neoliberalismus, also Kommerzialisierung und Ökonomisierung des Hochschulbetriebes, die Öffnung der Hochschulen dem Einfluß der Öffentlichkeit gegenüber, das heißt den Interessen der Wirtschaft in den Gremien und denen der Drittmittel. Mit dieser Ökonomisierung hängt auch die Einführung von Studiengebühren zusammen. Die Unis werden zu Dienstleistungsunternehmen und die Studenten zu Klienten degradiert. In Deutschland ist dieser Prozess, der bereits in den 90er Jahren begann, fast abgeschlossen. Und gegen diese Ökonomisierung als Grundproblem haben sich die tschechischen Studenten in ihrer Erklärung [siehe Seite I-II] ganz klar ausgesprochen. Sie berufen sich dabei auf die ursprüngliche Funktion der Universitäten in Europa und auf die Freiheit von Forschung und Lehre. Sie berufen sich auf das, was die Universität per se ist: ein Ort des freien Geistes. Sie sollte es wenigstens sein und dafür muss man kämpfen.

Betreiben die tschechischen Studenten diese Ursachenanalyse, weil sie die Folgen dieser Umstrukturierungen des Hochschulwesens an anderen Universitäten wie in Deutschland bereits beobachten können? In Deutschland gab es in den 90er-Jahren fast gar keinen Widerstand dagegen.

Dass die Tschechen jetzt schon eine so fundierte Ursachenanalyse betreiben, liegt meines Erachtens nicht daran, dass die tschechischen Studenten die Folgen an den anderen europäischen Universitäten beobachten, sondern an der großen Frustration über die Politik insgesamt. Und dass man einen Maßstab hat, an dem man die heutigen Verhältnisse messen kann. Und dieser Maßstab liegt nur 20 Jahre zurück: es ist das Jahr 1989 und das Versprechen der Samtenen Revolution, das wir damals bekommen haben: das Versprechen einer freien humanen demokratischen Gesellschaft. Und dieses Versprechen wird mit dem heutigen Zustand der Gesellschaft verglichen. Und man sieht, dass die Erwartungen sich nicht erfüllt hatten, dass das Land von einem groben Raffkapitalismus unter einer rechten, dazu noch unfähigen, Regierung zu ersticken droht.

Und das ist das große Dilemma, in dem sich die Studenten befinden: Denn viele haben rechts gewählt, die meisten die rechts-

konservative Top 09. Doch jetzt erleben sie, dass keines dieser Versprechen der Rechten: Erfolg, Geld, Lebensqualität, Reichtum, usw. in Erfüllung ging. Im Gegenteil, die Arbeitsbedingungen sind hart und gute Lebensqualität fast unbezahlbar. Und so kommt jetzt ein langsamer Widerstand dagegen auf. Und nicht zuletzt sind es gerade die rechten Parteien, die das Wort Freiheit im Schilde tragen als den höchsten Wert, und die jetzt den Universitäten ihre Autonomie und Freiheit nehmen wollen.

Beeindruckend, dass diese Ursachenanalyse so früh und scharf einsetzt.

Ja, das ist komisch bei uns: Wir sind oft in der Geschichte etwas früher als das andere Europa gewesen: Reformation fast hundert Jahre vor Luther, 1968 Reformkommunismus fast zwanzig Jahre vor Gorbatschow. Mag sein: Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben. Aber wer zu früh kommt, der wird von der Geschichte bestraft. Sowohl die Reformation als auch den Prager Frühling haben wir teuer bezahlt. Aber trotzdem, wenn ich jetzt etwas fantasieren dürfte, wenn der Funke des Widerstandes gegen die Einschränkung der Freiheit der Universität, gegen die Überhand nehmende Drittmittelfinanzierung, auf die deutschen Universitäten überspringen würde, wäre es schon eine Hoffnung, dass das Ende des Neoliberalismus, der langsam Europa in eine Wüste verwandelt mit seinem technokratischen utilitaristischen Denken, doch naht.

Ist der Freiheitsbegriff für die neue tschechische Studentenbewegung von großer Bedeutung?

Die Freiheit der Hochschulen schon. Mit dem neuen Gesetz wäre die traditionelle akademische Freiheit arg beschnitten.

Es besteht also eine Spannung?

Das große Dilemma ist, dass die Initiatoren und die Aktivisten der studentischen Initiative politisch links stehen, aber die Mehrheit der Studenten eher rechts. Der Prozess der Ernüchterung aus der rechten Politik setzt bei den studentischen Wählern der rechten Parteien jetzt erst ein. Die Proteststimmung wächst aber in der ganzen tschechischen Gesellschaft und könnte auch die bisher rechts gesinnten Studenten erfassen. Der populistische, unreflektierte »Gewohnheitsantikommunismus« ist allerdings bei uns noch zu stark und es ist sehr fraglich, ob die Mehrheit der Studenten eine ausgeprägte Linksorientierung der Studentenbewegung akzeptieren würde. Das war jedenfalls die Situation Ende April und sie konnte sich inzwischen stark ändern. Damals diskutierte man auch noch darüber, ob man sich mit den Gewerkschaften und anderen kritischen Kräften in der Gesellschaft verbinden soll.

Die Idee ist also, dass man die rechte Politik von innen heraus aufbricht, ihre Widersprüche zu Tage fördert, statt dass man sie von außen – mit einer linken Argumentation – kritisiert?

Das wäre der Weg, denke ich. Ich denke, es wäre wichtig, die ganze Debatte aus dem Rechts-Links-Schema herauszuholen und sie zu einem Kulturthema machen, zur Frage der europäischen Identität. Das müsste man versuchen, das wäre auch möglich, das könnte die ganze Diskussion gegen den Neoliberalismus beflügeln. Wenn man sagen würde: Wir kämpfen für Europa, und die europäische Union ist ein Zusammenhalt der europäischen Werte.

Und was sind die europäischen Werte dann?

Durch die ganze europäische Geschichte ziehen sich wie ein roter Faden die Bemühungen, die Welt gerechter und den Einzelnen freier zu machen. In verschiedenen Epochen der Geschichte nahm dieser Grundgedanke unterschiedliche Formen an. Was anderes war die Reformation mit ihrer Forderung der Freiheit des Gewissens, der Humanismus, der Emanzipationsschub der Aufklärung, die französische Revolution, der Sozialismus? Dass man dabei immer auf dem halben Wege stecken blieb, ist etwas anderes, aber der Zug zum Guten für alle ist unverkennbar. Für mich sind die Werte der europäischen Kultur durch das Koordinatensystem Freiheit, Gleichheit, Solidarität gegeben. Und der Neoliberalismus bedroht dieses Erbe.

Das heißt, man sollte weg von einer ökonomischen Debatte zu einer Wertedebatte gehen? Das ist, was in der europäischen Politik fehlt? Deswegen wird die Frage »bringt Europa was oder nicht?« nur in ökonomischer Hinsicht abgehandelt?

Genau. Weil wenn man alles nur unter dem Gesichtspunkt der ökonomischen Rationalität sieht, bleibt letztlich kein Platz mehr für das Humane, für die Solidarität mit den Schwachen, das Grundthema des Evangeliums. Dies sieht man in den postsozialistischen Gesellschaften mit ihrem elementaren Kapitalismus viel deutlicher als hier.

Ist das Problem des Neoliberalismus also eigentlich, dass er keine Werte hat?

Ja. Der Neoliberalismus hat keine Werte und vor allem macht er das Mittel, das zum Austausch von Gütern notwendig ist, also das Geld, zum Ziel des Strebens des Menschen. Und damit werden die ethischen Grundlagen der Gesellschaft ausgehöhlt.

Es fehlt also etwas ganz Konservatives? Die Links-Rechts-Kategorien brechen zusammen, funktionieren nicht mehr.

Europa ist bedroht von innen, nicht von außen. Ich habe neulich einen Vortrag von Petr Drulák, einem tschechischen Politologen gehört, der mir sehr zu denken gab. Man denkt heute immer, sagte er, dass wir in Europa von außen bedroht sind. Das sind die Stichworte Terrorismus und so weiter. Aber Europa ist von innen bedroht, weil es die Kulturwerte, auf denen es aufgebaut ist – er hatte das mit der Triade Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit erfasst – diese jahrhundertealte traditionellen Werte mit allen ihren Auf- und Abs erodieren lässt. Europa ist also von innen bedroht, von der Auszehrung seiner eigenen Werte und nicht von außen. Diese These weist meines Erachtens in die Richtung, in die man weiter denken müsste.

Ich glaube auch, dass die Rede von der Bedrohung von außen eher ein Ablenkungsmanöver ist.

Genau. Diese Konzentration auf dieses Thema. Und den inneren Gefahren widmet man zu wenig Aufmerksamkeit, was z.B. alles bedroht ist, wenn sich manche Universitäten schon ihren Betrieb mit 50% aus Drittmitteln finanzieren müssen mit der entsprechenden Beeinflussung der Lehre und Forschung, die man nicht ausschließen kann. Ich denke, es wäre hilfreich, einmal wieder die – im deutschen Denken traditionelle – Unterscheidung zwischen der Zivilisation und der Kultur zu bemühen. Zivilisation schafft die materiellen Bedingungen und den technischen Fortschritt, die Kultur den Überbau, das Drüber, die würdigen Lebensbedingungen für den Menschen, die mit dem Rationalen nicht erschöpft sind. Es geht um das Gleichgewicht zwischen der Zivilisation und der Kultur. Und auch diese Überlegung könnte hilfreich sein für das Nachdenken über die Alternativen zu dem Neoliberalismus mit seinem Diktat der Finanzmärkte. Manchmal kommen mir die Rating-Agenturen mit ihrer Unnachgiebigkeit und Macht wie eine neue Komintern vor.



Geschichte der Studierendenproteste in Tschechien

1939

28. Oktober 1939 – Jahrestag der Gründung der Tschechoslowakei; Bürger und Studenten protestieren gegen die deutsche Besatzung; deutsche Polizeibehörden schießen auf die Demonstranten, der 23-jährige Medizinstudent Jan Opletal wird getroffen und stirbt am 11. November.

15. November 1939 – Tausende beteiligen sich am Trauerzug für Jan Opletal; es werden tschechische Lieder gesungen (u.a. die Nationalhymne) und antideutsche Parolen ausgerufen. Daraufhin verordnet Hitler die Schließung aller Hochschulen. Am 16. November werden neun Studentenfürher verhaftet und ohne Gerichtsverfahren erschossen, 1200 Studenten werden am 17. November, nach nächtlichem Überfall von SS-Kommandos in den Wohnheimen, ins KZ Sachsenhausen deportiert.

1968

In Prag protestieren Studenten bereits 1967 für bessere Studienbedingungen. Am 31. Oktober 1967 wird eine Demo von ca. 1500 Studenten, die mit Kerzen auf den Hradschin marschieren, um gegen die dürftige Lage der Wohnheime zu protestieren, gewaltsam niedergeschlagen. Die Studenten fordern daraufhin die Bestrafung der Schläger.

5. Januar 1968 – Alexander Dubček wird erster Sekretär der KP. Ein »Sozialismus mit menschlichem Antlitz« scheint möglich, die Reformen kommen von oben. Am 4. März wird die Zensur abgeschafft. Studenten nehmen aktiv teil an den Debatten zur Demokratisierung des Landes.

27. Juni 1968 – Der Schriftsteller Ludvík Vaculík veröffentlicht mit weiteren 67 Intellektuellen, Schriftstellern und Künstlern das »Manifest der 2000 Worte«, in dem der Sozialismus grundsätzlich in Frage gestellt wird.

21. August 1968 – Sowjetischer Einmarsch. Panzer dringen in die Innenstadt Prags ein. Eine halbe Million fremder Soldaten befindet sich im Land. Die Studenten stellten sich ihnen entgegen. Große antisowjetische Demos am 28. Oktober (50. Jahrestag der Gründung der Tschechoslowakischen Republik) und am 51. Jahrestag der Oktoberrevolution.

Der Prager Frühling wird gewaltsam niedergeschlagen; es folgt die »Phase der Normalisierung«: Lehrer, Journalisten, Wirtschaftsfunktionäre, die die Linie der Partei nicht bedingungslos teilen, verlieren ihre Posten.

15. Januar 1969 – Jan Palach zündet sich auf dem Wenzelplatz an, um gegen die sowjetische Besatzung und die sich verbreitende »totale Hoffnungslosigkeit«, wie er sich in seinem Abschiedsbrief ausdrückt, zu protestieren. Sein Begräbnis wird zu einer Mas-

sendemonstration. Fünf Wochen später zündet sich auch der Student Jan Zajíc auf dem Wenzelplatz an.

Dubček wird gezwungen, zurückzutreten.

1989

15. Januar 1989 – »Palach-Woche«: Dissidenten legen Blumen auf dem Wenzelplatz nieder, es kommt eine Woche lang zu Ausschreitungen mit der Polizei. Es werden Wasserwerfer gegen die Protestierenden eingesetzt, Václav Havel wird verhaftet.

17. November 1989 – »Schlüsseldatum für den Fall des Kommunismus in der Tschechoslowakei.« (IV, S. 148) – Als Ausbruchereignis der Samtenen Revolution gilt die Gedenkveranstaltung für Jan Opletal. Die Veranstaltung wird offiziell nicht von der Opposition organisiert, sondern vom Sozialistischen Jugendverband, und wird von den Behörden genehmigt. Es nehmen 50 000 Menschen teil. Auf der Nationalstraße wird die Demonstration so gewaltsam niedergeschlagen, dass die Studenten sich bald darauf ausdrücklich gegen das KP-Regime wenden. Die von Petr Uhl verbreitete Nachricht, der Student Martin Smíd sei umgebracht worden, bestärkt die Protestbewegung; später stellt sich heraus, dass die Nachricht falsch ist.

Die Schauspieler der Prager Theater weigern sich, aufzutreten, die Prager Studenten rufen für den 27. November zu einem zweitägigen Generalstreik auf. Die Mitglieder der Charta 77 fordern den Rücktritt der Verantwortlichen für die Niederschlagung der Proteste. Die Opposition fängt an, sich aktiv zu beteiligen, Václav Havel kehrt nach Prag zurück, am 19. November wird das Bürgerforum gegründet und zu einer Untersuchungskommission der Ereignisse vom 17. November aufgerufen.

Quellen

- I Katrin Bock, Der 17. November 1939, <http://archiv.radio.cz/deutsch/geschichte/30-10-99.html> (Zugang am 14. 6. 2012).
- II Norbert Frei, 1968. Jugendrevolte und globaler Protest (München 2008).
- III Rudolf Lenk, La Tchécoslovaquie de Masaryk à Havel (Hamburg 1996).
- IV Niklas Perzi, Beata Blehova, Peter Bachmeier (Hrsg.), Die Samtene Revolution. Vorgeschichte, Verlauf, Akteure (Frankfurt am Main 2009).
- V Prag 1968, Aus Politik und Zeitgeschichte, 20/2008, 13. Mai 2008.